This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

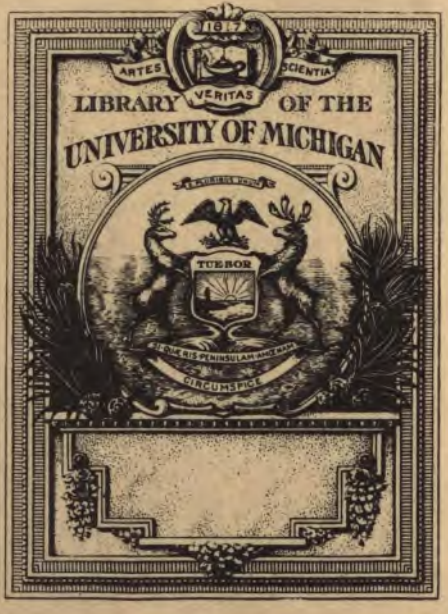
Über Google Buchsuche

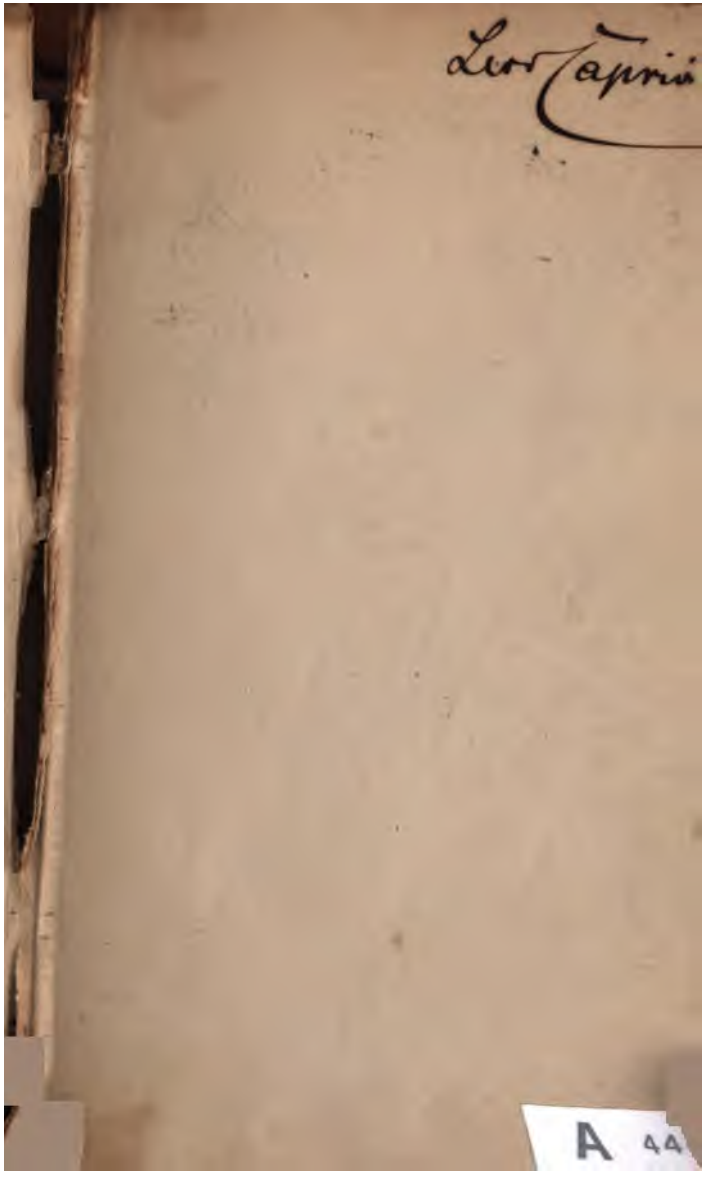
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vf.:

Karl Augüst Graf Bigo

von Saint-Quenti





Leo Caprio

A 44

Von einem deutſchen Soldaten.

Bigot de Saint-Quentin, Karl, Graf.

Von einem deutſchen Soldaten.

Der Soldat muß ſich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Wallenſtein's Lager.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

U
769
.B59
1847

665128-127

Dem verabſchiedeten Lanzenknecht.

Ein deutſcher Soldat weiht Dir dies Buch, nicht allein, weil Dein Name unter den edelſten im Vaterlande klingt, ſeit deutſche Schwerter, Leiern und Becher klingen, ſondern weil in Deiner Bruſt noch der alte, biedere, für alles Große und Ehrenvolle rührig ſtrebende Krieger-

geiſt lebt, der in der überklugen, nüchtern ſchachernden Gegenwart nur mehr als Geſpenſt umherſpukt.

Die Hand her, verabſchiedeter Lanzenknecht, und nimm die Gabe freundlich auf!

An den gutherzigen, gutwilligen, chriſtlichen, wohlmeinenden und wohlgönnenden Leſer.

Mit ſolch ſanften, einſchmeichelnden Worten lockten in früheren Zeiten die Bücherſchreiber ihr Publikum an ſich und gerade ſo begannen auch die militairiſchen Schriftſteller alten Schlags die Vorreden ihrer wohlgemeinten und mit dem beſten Willen und Herzen abgefaßten Kriegsbücher. Da wurde der Krieg zuerſt als eine Schickung des Himmels zur Beſtrafung unſerer Sünden betrachtet, darauf die göttliche Erlaubniß, Krieg zu führen, aus der heiligen Schrift gegrübelt und allenthalben das Beiſpiel eines Mo-

ſes, Joſua, Gideon, David und Makkabäus angewendet. Sobald es dann mit der Bibel nicht mehr recht fortwollte, ging man zur Plünderung der Claſſiker über und bat zum Schluſſe, demüthig und faſt beſchämt, ſämmtliche Leſer um Vergebung, über eine Kunſt geſchrieben und belehrt zu haben, die gar ſo unchriſtlich ſei, „weil ja, ſeit Erfindung des Geſchützes, jeder männliche, tapfre Held von einem loſen, verzagten Buben erlegt werden könne.“ Allein aus dieſen alten Büchern ſprach ein redliches und treues Herz, ein gewiſſenhafter, gerader Sinn, ein bedächtiger Ernſt und doch eine innige Gemüthlichkeit, ſo viel ſchalkhafte Laune, mit einem Worte, der ganze deutſche Volkscharakter, wie er ſich von den freien Kriegerſtämmen des hercyniſchen Waldes, auf Heerbann und Waffenfreundſchaft, auf Ritterthum und Landsknecht-Regiment und bis auf jene Zeiten ver-

erbte, die wälſchen Geiſt und wälſche Sitte in unſere Länder, Reden und Schriften brachten.

Und an den gutherzigen und wohlgönnenden Leſer wendet ſich auch der „deutſche Soldat“, indem er ſeinen Kameraden ſein Buch darreicht. Fern von Bitterkeit und gelehrter Beſſermacherei, ſoll es in der ungeſchminkten Darſtellung vergangenen Kriegslebens und in der freien Behandlung unſerer jetzigen Verhältniſſe ſchlecht und recht ausſprechen, was im friedlichen Waffengetümmel einer mehr als dreißigjährigen Ruhe vergeſſen ward und ſchwerlich auf irgend einer Hochſchule der Kriegskunſt zu erlernen iſt. Und gleich jenen alten militairiſchen Schriftſtellern, bittet auch der „deutſche Soldat“ ſeine gutwilligen Leſer um Vergebung, von all den wichtigen Materien, die ſie ſo wißbegierig in ſeinem Buche ſuchen, nicht eine Sylbe erwähnt,

vielmehr manches berührt und aufgerührt zu haben, was ebenso gut unangetastet geblieben wäre; aber er glaubt sich wenigstens das Zeugniß geben zu können, nach seinem geringen Wissen und Soldaten-Gewissen, niemals vom guten Geiste abgewichen zu sein und weder dem Vorurtheile gehuldigt, noch vor dem Machtworte des Widersinns gekrochen, noch einem vorlauten Pöbel zugewedelt zu haben. In allen Verhältnissen des Kriegerlebens und Strebens den Ehrenmann zu zeigen, war der Gedanke, der ihn durch das ganze Buch beseelte.

Es ist heutzutage schwer für einen Soldaten, der seinen Degen noch nicht in Feindesblut getaucht und keine eisernen Fliegen hat um sein Ohr summen hören, die Feder in die Dinte zu tauchen und über das Kriegerwesen und die Kriegskunst ungnädige Worte in die Oeffentlichkeit zu brummen; allein, was

in dieſen Blättern verhandelt wird, darüber mag und ſoll Jeder denken und ſprechen, der — ſelbſt im tiefen Frieden — die Fahne für etwas Beſſeres als ein Stück flatterndes Seidenzeug anſieht, im Kriege hingegen, von dem Ehrgeiz erfaßt iſt, mehr zu gelten als ſein Packpferd, das unbekümmert um die einſchlagenden Kugeln, ſo ohrenhängeriſch tapfer im Kanonenfeuer ſteht.

Man wird dem „deutſchen Soldaten“ vielleicht vorwerfen, daß er anderen Ständen zu nahe getreten, während er ſeinen erhoben, das wäre ihm leid und der unkriegeriſche Leſer verzeihe ihm abermals; aber — daß er ſein edles Handwerk über alle anderen ſchätzt, wie es einem freudigen Kriegsmann ziemt, daß er ſtolz darauf iſt Soldat zu ſein und in Wort und That feſt zu ſeiner Innung hält, das geſteht er gerne und wiederholt es tauſend Mal.

Was die Beiſpiele, Geſchichts- und Charakterzüge anbetrifft, mit denen das Buch durchwebt iſt, ſo hätte der „deutſche Soldat" ebenſo gut den Diodor, Plutarch und Tacitus (und iſt beſonders Polybius der willige Adam, der ſich zu allen Zeiten eine Rippe ausbrechen läßt) ausbeuten können, wie es Leonhard Fronsperger, Lazarus Schwendi, Dillich, Flemming und Andere gethan, er hat es aber vorgezogen, dieſe älteſten deutſchen Kriegsbücher ſelbſt auszuweiden und Frundsberg's wahrhaftige Hiſtoria, Fugger's Spiegel der Ehren, Schrenk von Notzing's Heldenbuch und mehre Beſchreibungen mittelalterlicher Fehden, neuer und neueſter Kriege dazu zu nehmen; denn, wie ewig wahr claſſiſche Vorbilder auch bleiben mögen, ſo kennt ſie doch jeder deutſche Leſer ſchon ſeit der erſten lateiniſchen Schule und der Verfaſſer — bei aller Ehrfurcht

und Bewunderung für Seelen- und Charaktergröße der Alten — läugnet es nicht, daß ihn Heldenhoheit und Soldatentugenden der Neuern näher und menſchlicher berühren und daß er z. B. an den kritiſchen Kriegs-Unterſuchungen der militairiſchen Briefe eines Verſtorbenen weit mehr Geſchmack findet als an des fleißigen und übrigens ſo verdienſtvollen Ritters Folard Zergliederungen einer Kriegskunſt vor mehr als zweitauſend Jahren.

Neu ſind freilich auch die Beiſpiele des „deutſchen Soldaten" nicht, ſonſt müßte er ſie ſelbſt erfunden haben und da wären ſie nicht wahr, aber unparteiiſch muß jedes Beiſpiel ſein, ſonſt iſt es keines. Der „deutſche Soldat" hat mit Vorliebe die Geſchichte ſeiner Landsleute durchſtöbert und das wird ihm Niemand verdenken, wo jedoch das fremde Beiſpiel ſeinem Gedächtniſſe näher ſtand, da hat

ihn keine engherzige Vaterlandsliebäugelei verhindert, zuzugreifen. Ehre wem Ehre gebührt, dem Verdienſte ſeine Kronen, wo wir es finden!

Unſre Gegenwart iſt matt, vielleicht ſchreiten wir einer kräftigern Epoche entgegen, der „ deutſche Soldat“ denkt mit Sehnſucht an die Zukunft und erwartet viel von ihr. Leider wurde es unſeren Nachbarn niemals ſchwer, Deutſche auf Deutſche zu hetzen, aber der Himmel laſſe jeden braven Kriegsmann des gemeinſamen Vaterlandes eine Zeit erleben, in welcher der Deutſche dem Deutſchen die Hand reicht gegen den äußern Feind!

Zur zweiten Auflage.

Obgleich der „deutſche Soldat“ ſich zu ſchmeicheln wagte, daß ſeine mit innerſter Ueberzeugung ausgeſprochenen Geſinnungen bei ſeinen deutſchen Kameraden nicht ohne Anerkennung bleiben würden, ſo hat ihn doch die Art der Aufnahme ſeines Buches, aus welcher er vorerſt ein günſtiges Urtheil der militairiſchen Leſewelt zu ſchöpfen glaubt, auf das Freudigſte überraſcht und mit Stolz erfüllt. Möge man auch ferner nachſichtig ſein gegen die Unvollkommenheiten und Mängel des Werkchens, möge

man ihm die oft zu heftige Sprache verzeihen, die ihm jetzt erst so grellbeutlich entgegentritt, aber Glück wünscht sich der „deutsche Soldat“ mit begeistertem Gemüthe, Glück auch zum kleinsten Worte, das in deutschen Soldatenherzen wiedergeklungen.

Außer der Caserne, im Juli 1847.

Inhalt.

	Seite
Unſer Stand	1
Der Krieg	28
Der Friede	49
Enthuſiasmus im Kriege und Frieden	67
Kriegerehre	91
Der Zweikampf	118
Kriegertreue	145
Tapferkeit	164
Der Tod am Schlachtfelde	188
Der Feldherr	202

Seite

Der Held 238

Gemeingeiſt 248

Rechtlichkeit 272

Menſchlichkeit 302

Gottesfurcht 333

Zum Schluß 370

Unſer Stand.

Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eiſernes Wamms gefallen.
Wallenſtein's Lager.

Als die Erfindung des Schießpulvers Kraft und Macht des Ritterthums gebrochen und die Kriegsluſt des — faſt einzig und allein — waffenberechtigten und waffenkundigen Adels dergeſtalt vermindert hatte, daß ſchon Friedrich III. aus ſeiner vom Volke belagerten Burg zu Wien, „die er vertheidigen wollte, bis ſie ſein Gottesacker würde", ſich vergebens nach den dringend aufgebotenen Lehensleuten umſah und die Schmach des deutſchen Kaiſers durch den böhmiſchen Podiebrad gerächt werden mußte; als ferner das Anſehen der kaiſerlichen Majeſtät noch mehr ge-

ſunken war und auch bei den ſtörriſchen Reichsfürſten keine Unterſtützung fand, ſo, daß ſelbſt unter Karl V., „der doch die Hand über den ganzen Erdboden hatte", ein Heinrich von Braunſchweig ſagen konnte: „mit des Kaiſers Namen drohen, hieße mit einem todten Falken beizen", da wurde die alte, ein halbes Jahrtauſend beſtandene Wehrverfaſſung Deutſchlands (Lehendienſt und Landwehr, d. h. Aufgebot der Freien) endlich ganz und gar durch geworbene und beſoldete Truppen erſetzt.

Das Ritterthum ward Soldatenſtand, und dieſer ſollte alle höhern Ideen der Waffenehre von jenem ererben; allein — ob auch in Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit gegründet, wurde er zu ſchnell und zu viel Zunft und Gewerbe, um ſich von häuslichen und bürgerlichen Intereſſen loszuſagen, um nicht nach Gewinn und Reichthum zu ſtreben und durch das als Recht und Billigkeit angeſehene Plündern und Beutemachen der Art zu verwildern, daß er von den moraliſchen Eigenſchaften einſtiger Ritterlich-

keit kaum mehr rettete als das Wort der Ehre (nicht ihren Sinn), als ein mechaniſches Feſthalten ſeiner Pflicht und einen durch die Ausſicht nach Belohnung hervorgerufenen Muth.

„Der letzte Ritter“ ſchuf den erſten Soldaten (in Deutſchland wenigſtens), Kaiſer Maximilian trommelte geworbene Kriegsleute unter ſeine Fahnen. Das rüſtige Stadt- und Landvolk rüſtete und ſtellte ſich ſelbſt; aber nur der ehrliche Geſelle, der überdies wohlhabend genug war, ſich Blechhaube, Wamms und Spieß zu ſchaffen, durfte „frommer Landsknecht“ werden. Wer mit einer Hakenbüchſe erſchien, ſtand in höherm Sold und Werth als der bloße Pikenier, der Reiſige zu Roß im höchſten. Der Feuerwerker zeigte ſeinen Lehrbrief, erhielt vierfache Löhnung, ſtand unter dem leichteſten militairiſchen Verbande, oder blieb wol gar Bürger.

Der Adel bewarb ſich bald um die erſtern Stellen im Heere; Rang, Titel und höfiſche Gnade lockten ſeine Freiheit zur Dienſtbarkeit, und da er allein zu Waffen und Krieg erzogen

war, so hieß es noch lange in den Reiterrechten und Fußknechtordnungen: „und solle an diesen vorwichtigen Platz ein adeliger junger Herr, oder sonst alte, versuchte und erfahrene Kriegsleute gestellt werden", ein Satz, der auch bei der später eingeführten Beförderung nach dem Dienstalter nicht ganz außer Anwendung kam und dem Avancement-System eine gewisse gummi-elastische Fähigkeit verlieh und eine Art Janusgesicht, das seine Blicke ebenso gut auf willkürliche Bevorzugung, als auf Billigkeit und Gerechtigkeit zu werfen vermag, ein System übrigens, über welches sich der Adel zu keiner Zeit beschweren konnte.

Sobald der Krieg geendigt war, säumte man nicht, das rauf- und raublustige Volk schnell zu entlassen, und nun zog es, als freies Handwerk neue Kundschaft suchend, zum Fluch und zur Plage des Bürgers und Bauers, denen es sich in die Betten und Ställe legte, von Ort zu Ort, und „trieben die Eyssenbeisser, Federhansen und Spietzknechte ein teuffliſch Leben,

ein Narrentheyding und Kiſtenfegen, bis ſich wieder Sach oder Handel für ſie traff".

Solches Elend des Landes, die den Erbländern ſtets gefährliche Nachbarſchaft der Ungarn, die Reformationskriege, mehr noch das ewig drohende Damokles- und Damascenerſchwert Mahomed's und endlich die dem weſtphäliſchen Frieden entſprungene Lehre des Staatengleichgewichts (welcher zum Trotze Frankreich mit den Türken die Rollen getauſcht hatte und bis auf die neueſten Zeiten zum eigentlichen deutſchen Erbfeind geworden war), all' das machte ſtehende und waffengeübte Heere, nach dem Beiſpiele anderer Nationen, mehr und mehr auch zum Bedürfniß unſerer Staaten.

Schon die Scaremanni (Schaarmänner) Karl's des Großen erinnern an ſtehende Heere, Heinrich I. hatte Soldtruppen, Friedrich I. ſeine Brabanter-Miethlinge; aber erſt Karl VII. von Frankreich errichtete die ſogenannten Ordonnanz-Compagnien, die auch im Frieden beſoldet wurden. Theilt man nun das Verdienſt der erſten

Errichtung ſtehender Heere gemeiniglich den Franzoſen zu, ſo gebührt doch das ihrer zweckmäßigen Einrichtung den Deutſchen. Fußknechtordnung, Reiterbeſtallung und Geſchützweſen zogen deutſch über den Rhein und wanderten ſpäter als verwälſchte Reglements wieder zurück. Und immer nothwendiger erſchien die Aufſtellung großer Heeresmaſſen, ein Staat überbot den andern, der Krieg war der ſchnellſte und beſte Meiſter zu ihrer Abrichtung und Ausbildung; menſchlicheres Kriegerleben und ſtrengere Kriegszucht erweckten neuerdings die alten, vergeſſenen ritterlichen Ideen (wenn auch unter Stock, Zopf und Kreide); durch die Werbung auf Dienſtpflicht für Lebensdauer wurde das Militair, was es ſein ſoll, ein für ſich abgeſchloſſener Stand; nicht mehr der Adel allein war Oberſter und Hauptmann, jedes kühne Herz, jeder kluge Kopf, jeder tapfere Arm konnte nach den höchſten Würden ſtreben; das Anſehen des Kriegers ſtieg mit der Gefahr, in der ſich Fürſt und Vaterland befanden, „die Welt lag auf der

Spitze des Degens" und der Soldat führte ihn.

Heutzutage hat das Militair (in Deutschland nämlich, wo keine Kabylen und Tscherkessen zu bekämpfen sind) kaum noch einen andern Feind als — den Frieden.

Der lange Friede untergräbt unsern Stand, nicht nur heimlich, da er ihm allen Kriegergeist erschlafft und niederdrückt, vielmehr öffentlich, indem er zwei Kinder des herrschenden Zeitgeistes gegen uns bewaffnet, von denen das eine vielleicht seiner Unmündigkeit, das andere einer eignen Schlauheit halber nicht einsehen will, wie unentbehrlich auch jetzt noch ein zahlreiches Heer der Ruhe des Vaterlandes ist, ja, wie um so nöthiger es erscheint, daß der Kriegerstand von allen andern Ständen abgeschieden bleibt, je weniger die so sehr verkürzte Dienstverpflichtung des Soldaten ihn den bürgerlichen Verhältnissen entreißt, die er mit Widerwillen verlassen, nach denen er ein fast unbezwingbares Heimweh behält und zu welchen er jubelnd zurückkehrt, so-

bald er die Armatur abgeliefert und ſich den Schurbart weggeſchnitten hat.

Das unmündige Kind des Zeitgeiſtes hat das Schwert in die Rumpelkammer geworfen und läßt es da verroſten. Man will die glänzenden Hungerleider und doch ſo koſtſpieligen Nichtsthuer nicht länger umſonſt füttern, ja, hätte nicht das Dreißigerjahr mit etwas unliebſamem Gepolter durch die Kanzleien geſpukt und manche Schlafmütze aus der Ruhe gerüttelt, das alte, lecke Kriegsſchiff, das nur noch Fahnen, Kanonen und Offiziere, aber kaum mehr eine Bemannung hat, wäre lange ſchon abgetakelt, und die ſauber gewichſten und lackirten Bundescontingente verſammelten ſich nirgends anders als auf dem Papiere.

Der ſchlauere Sohn des Zeitgeiſtes hingegen ſtrebt den Militairſtand mit den übrigen Ständen zu verſchmelzen und in deren bürgerliche und politiſche Intereſſen herüberzuziehen. Das Heer, das überall ſeinem Monarchen mit Blut und Leben ergeben iſt, ſoll, wenn auch

nicht ganz bei Seite gelegt, doch neu verlegt werden und unter einer andern Firma erſcheinen. Kann man denn die nervigen Arme und breiten Rücken zu nichts Beſſerm benutzen als zur Schlachtengaukelei auf freiem Felde und zum Anlehnen an leere Schilderhäuſer? Mitrütteln ſollen ſie an den Pfeilern der alten Ordnung und gelegenheitlich könnten die Bärenhäuter, zum allgemeinen Beſten (der Börſe), Straßen und Brücken, Kanäle und Eiſenbahnen bauen.

Und der ſchlauere Sohn des Zeitgeiſtes denkt noch weiter: Dem Vaterlande vorerſt ſchwöre der Soldat und dann in Gottes Namen ſeinem Herrn und Fürſten, dann mag man leichter begehren was die Regierung nicht freiwillig gibt; dann mögen von der Rednerbank all' die Thiers und Thiers — chen über uns verfügen; dann befiehlt Gevatter Spießbürger mit uns, wie mit ſeiner Innung, denn „das Heer iſt Volk, und kommt das Vaterland in Noth, ſo iſt das Volk das Heer".

Allerdings ſprechen Erfahrungen der Welt-

vom Bürger unterſcheidet, als der doppelfarbige Rock, ganz und gar vergeſſen. Wir ſelbſt wollen nicht mehr wirkliche Soldaten ſein, und während uns die Handthierung mit Wichs und Wachs, mit Trippel und Hammerſchlag zur wichtigſten Praxis wird, laſſen wir, der Theorie zu Liebe, Kraft und Energie in Hörſälen und auf Schulbänken verkümmern und zwingen Jugend und Alter uniformirte Studenten und Profeſſoren zu werden.

Es antworte jeder praktiſche, ſeinem Gewerbe mit Luſt und Liebe ergebene Kriegsmann (und nur ein ſolcher iſt der brauchbare) auf die Frage: worin das wichtigſte und innerſte Weſen des Soldaten beſtehe, ſo wird er kurz und bündig ſagen: wirklich Soldat zu ſein. Wirklich Soldat iſt aber weder der maskirte Bauer, der ſeinen Kopf nach dem Commandowort und deſſen naſeloſen Antipoden auf die Lattenfolter, oder dem Stock entgegenſtreckt, noch das glattgebiegelte, nettgeſchniegelte Junkerlein, das auf ſeinem Vollblut unter dem Fenſter der

Frau Bürgermeisterin auf- und abtänzelt, noch der verächtlich blickende Stratege, der eben von der Hochschule kommt und besser weiß, was Hannibal nach dem Siege bei Cannä hätte thun sollen, als wie er sein Fähnlein aus dem Rüben- oder Kartoffelfelde herausmanövriren wird, in das er unvorsichtiger Weise hineingeschwenkt. Wirklich Soldat ist Derjenige, der seine Pflichten und seinen Dienst genau kennt und freudig übt, der sich begeistern kann für seine hohe Bestimmung und durchdrungen ist von Kriegerehre, der unerschütterlich treu bleibt seinem Schwur, muthig jeder Gefahr begegnet und tapfer dem Tode ins Auge sieht, der nicht allein das Joch des blinden Gehorsams willig trägt, sondern auch dessen Sinn und Ausdehnung erfaßt hat und der rechtlich, menschlich und gewissenhaft ist. Mit einem Worte: Diensteifer und Enthusiasmus für seinen Stand, Ehre und Treue, Tapferkeit, blinder Gehorsam und die Frömmigkeit der That, das sind die Eigenschaften des wirklichen Soldaten.

Der Verfaſſer dieſer Blätter gäbe ſeinen kritiſirenden Gegnern das Heft des ihn zerfleiſchenden Meſſers in die Hand, wenn er ungeſchickt genug wäre, wiſſenſchaftliche Bildung blos als eine ſchöne Zugabe für den Offizier zu erklären. Wiſſenſchaftliche Bildung iſt vielmehr der Stempel, der den Soldaten zum höhern Krieger adelt, aber nur dann, wenn ihm das geiſtig Erworbene kein todt aufgehäufter Schatz geblieben, ſondern — bereits in den Verſtand übergegangen — zu ſeinem wirklichen Eigenthum geworden iſt, ſonſt ſind und bleiben all' die Weisheiten Fuß- und Handſchellen für ſein Kriegs- und Friedenswirken. Auch der ungelehrte Soldat kann ſolchen Werth haben, daß der gelehrteſte den Hut vor ihm abnehmen muß; denn oft reicht wenig Wiſſen, doch ein braves Herz und vollkommene Kenntniß des Dienſtes hin, ein brauchbarer, tapferer und ſelbſt geſchickter Offizier zu ſein, während mehr als gewöhnlicher Verſtand dazu gehört, um den geſunden über dem Studium nicht zu verlieren und das bischen

praktiſchen Sinn obendrein. Erſt Derjenige, der das, was er ſein ſoll, ganz iſt, ſuche mehr zu werden, und es vergeſſe Keiner, das jede Halbheit in unſerm Stande etwas Erbärmliches iſt. Wer aber wiſſenſchaftliche Bildung ſogar auf Koſten der oben angeführten Eigenſchaften erwirbt, wem der Krieger-Geiſt weniger gilt als jene oft ſo verworrene Geiſtreichigkeit, dem iſt ſein hoher Beruf niemals klar geworden, der hat vergeſſen, daß der Soldat zwei Drittel ſeines unentbehrlichſten Wiſſens nur durch Praxis, nur durch unausgeſetzte Uebung des Dienſtes erlangen kann. Die Kenntniß unſeres Handwerks iſt keine Bergwerk- oder Forſtwiſſenſchaft, die Kriegsſchule keine ökonomiſche oder polytechniſche; es gehören vielleicht ſchon Jahre — und gerade die Jahre der Jugend — dazu, um ſich die ſchwere Kunſt des Gehorchens und die noch ſchwerere des Befehlens eigen zu machen. Nicht Jeder lernt leicht und ſpielend, für die Meiſten iſt die Erwerbung eines tüchtigen Wiſſens nur durch den angeſtrengteſten Fleiß, durch anhal-

tend sitzende Beschäftigung, durch Luft- und Lebensabsperrung, durch Zeitverlust für praktische Kenntnisse und durch Verwendung aller geistigen Kräfte nach Einem Ziele — zu erreichen, und darin liegt eben der heimlich fressende Krebs für Kraft und Energie, der langsame Selbstmord des Soldatengeistes. Daß übrigens auch der Werkeltag-Dienst des Friedens verkannt und übertrieben wird und oft bis zur grausenhaften Pedanterie — diesem alles Leben erstickenden Krötensumpfe — ausartet, soll weder hier, noch später im Buche geläugnet werden.

Wenn nun der „deutsche Soldat" (wie auch der verabschiedete Lanzenknecht in seinem Wanderbuche) allerdings für öffentliche Erziehung der zum Soldatenstande bestimmten Jugend, nämlich für Cadetenhäuser und militairische Akademien, eingenommen ist und den Vortheil einer fortgesetzten theoretischen Ausbildung keineswegs verkennt, so schüttelt er doch den Kopf, wenn von Errichtung gewisser Universitäten die Rede ist, die zwar als militairische Säugammen in

unſerer gelehrten Jetztzeit beſonders beliebt geworden ſind, aber dem jungen Offizier die drei oder vier nöthigſten Jahre ſeiner praktiſchen Vervollkommnung rauben, überdies die Zeit, in welcher er noch exaltirt genug iſt, den Kriegergeiſt einzuathmen, daß er ihn bis ins Alter beſeelt, die Zeit des Stürmens und Drängens einer überquillenden Kraft, die ſich meſſen will und austoben muß, die Zeit, während welcher er den Schwerpunkt findet für ſein ganzes Leben, die ihn zum Mann reifen und frei und ſelbſtſtändig aus ſo vielen Waſſer- und Feuerproben hervorgehen läßt.

Und für dieſes Mannwerden aus ſich ſelbſt, für dieſe eherne Charakterſchule, kann ihn keine militairiſche Hochſchule entſchädigen, und wenn er ſeinen Verſtand darin aufblaſen könnte, wie der Froſch in der Fabel, bis er platzte.

Vielleicht darf der „deutſche Soldat“ ſpäter ein Mal auf dies Thema zurückkommen, jetzt ſeien ihm nur folgende Worte darüber vergönnt: Für techniſche Corps, für Ingenieurs und Con-

ſtabler mögen derlei Univerſitäten unentbehrlich ſein, doch ſchon für den Generalſtaboffizier wird es nöthig, daß er von den drei Haupttruppengattungen nicht etwa eine blos theoretiſche, vielmehr eine durch wirkliche Dienſtzeit und Uebung erlangte Kenntniß habe, eine Kenntniß, die ihn auf einen Standpunkt ſtellt, von welchem aus er leichter und genauer das Bereich ſeines Wirkens zu überſchauen fähig iſt, als wenn er den jahrelang zwiſchen Büchern, Plänen und Charten eingekeilten Kopf plötzlich hervorſtrecken ſoll. Für den Linienoffizier aber, beſonders für den Cavalleriſten, wird eine ſolche Schule ſchwerlich jemals ihren eigentlichen Zweck erreichen, ſo wenig als die mit ihr verbundene furchtbare Prüfung, die oft ſo hart und ungerecht über das Schickſal des Schülers entſcheidet. Mancher kreuzbrave, geſundkluge Geſelle, der ſich mit ſeinem ſtörriſchen Gedächtniſſe in dieſe Formen und Formeln der Kriegskunſt nun einmal nicht finden kann, aber am Schlachttage gewiß ein brauchbarer Mann der That wäre,

geht dem Dienſte und Staate verloren, doch mit den wirklich talentvollen Köpfen ſind es hauptſächlich die Bücherwürmer, die pedantiſchen Steckenpferdreiter, nicht die Generalſtäbler, aber die Generalzollſtäbler, die oben hinauf und ihr ganzes Leben nicht mehr aus der gelehrten Fiedel kommen, in die ſie in der Jugend geſpannt wurden. Nicht für Kanzleien und Lehrkanzeln ſoll ja der Offizier gebildet werden, ſondern für den Krieg, und da behaupten unſere Altmeiſter, daß der blos gelehrte der ſchwerfälligſte, unbehülflichſte und überflüſſigſte aller Tröpfe ſei, ſo jemals dem klingenden Kalbfelle nachgerannt.

Kriegergeiſt iſt die erſte Eigenſchaft des Soldaten, Charakterſtärke, Energie und Männlichkeit ſein höchſter Werth und Stolz, dann erſt mag die Schulweisheit an die Reihe kommen; aber wenn das Doctorat dem Soldaten nicht unumgänglich nöthig iſt, wenn uns das Spießbürgerthum, die ſchlauen Staatskunſtverbeſſerer, die Weltbegebenheit-Regierer und Finanzierer

der Börſe (finanzieren nannten die Landsknechte Beute machen) ſo nicht brauchen können wie wir ſind, oder vielmehr ſein ſollten, ſo iſt gerade das ſchon ein Beweis, daß der Kriegerſtand keiner Vermiſchung und Verſchmelzung mit andern Ständen fähig iſt, ohne aufzuhören Soldatenſtand zu ſein.

„Wenn das Vaterland in Noth kommt", ſagen befrackte und beſternte Herren, „iſt das Volk das Heer; die techniſchen Kriegereigenſchaften geben ſich dann in kurzer Zeit und die moraliſchen von ſelbſt."

Was techniſche und taktiſche Ausbildung anbetrifft — wie elend wir ſie auch bei den Bürgerparaden ſehen mögen und gar nicht beſſer verlangen können —, ſo mag ihre Unvollkommenheit nicht verhindern tapfer drein zu ſchlagen, wie uns ſo viele Volksvertheidigungen von Städten und Ländern zur Genüge bewieſen; ebenſo liefert uns die Geſchichte zahl- und glorreiche Beiſpiele von Hochherzigkeit, Vaterlandsliebe und Unterthanen-Treue in allen Ständen, aber es

liegt am Tage, daß der Bauer, der ſeinem Pfluge, und der Bürger, der ſeinem Gewerbe, und der Beamte, der ſeinem Schreibtiſch nachgehen ſoll, der Fahne nicht in die Länge folgen können, und es entſtehen überdies die Fragen: Wann iſt eigentlich das Vaterland in Noth, wenn der Feind den Fehdebrief ſchickt, oder erſt wenn er ans Thor der Hauptſtadt klopft? Wer ſchützt das Vaterland vor plötzlichem Ueberfall und verhütet, daß es in Gefahr kommt? Wird dem Landesfürſten zu jedem Augenblick ein gehorſames Bürgerheer zu Gebote ſein, oder muß er zuvor ſeinem Volke die Gründe zum Kriege auseinanderſetzen und ſämmtliche Schießſtattgeſellſchaften ſeines Reiches fragen, ob es ihnen vielleicht gefällig ſei, auf etwas Anderes zu zielen, als auf den Scheibenhanswurſt? Und wer vertheidigt endlich das Vaterland, wenn im Volke ſelbſt der Feind iſt und es ſich gegen Geſetz und Obrigkeit erhebt? Wer macht Ordnung, wenn Gerechtigkeit und Recht von unten ausgehen und ein Andreas Karlſtatt, ein Thomas

Münzer, ein Schneider Bockhold, ein Rathsherr Knipperdolling ſich berufen fühlt, Ordnung zu machen? Feſt und unerſchütterlich hielt die treue Neuſtadt an ihrem Herrn, Friedrich dem Streitbaren, als eine Uebermacht der unverſöhnlichſten Feinde gegen ihn erſtanden war; aber demſelben Fürſten, deſſen letzte Regierungsjahre die verleumderiſchen Zungen jener Zeit Lügen ſtraften und der „entweder niemals, oder ewig hätte herrſchen ſollen", verſchloß das rebelliſche Wien dritthalb Jahre ſeine Thore und nur Noth und Mangel öffneten ſie. Während der beiden Belagerungen Wiens durch die Türken wetteiferten Adel, Bürger und Studenten mit den Truppen an Heldenmuth, aber zu Anfang des dreißigjährigen Krieges ſtanden die aufrühreriſchen Stände Oeſtreichs im Gemache ihres Königs, und der kecke Thonradtel zog ihn bei den Knöpfen ſeines Wammſes und rief: „Gib dich, Ferdinand, und unterſchreib!" Dazumal, als plötzlich die Trompeten des eben in den Burgplatz einreitenden Regiments Dampierre an den

Fenſtern hinaufſchmetterten und die Rebellen Reißaus nahmen, mochte der geängſtigte Fürſt erkannt haben, was der Soldat dem Herrſcher iſt.

Der Bauernaufruhr in Steiermark, Kärnthen und Krain im Jahre 1515, der Krieg des alten Rechts (ſtara Prawa) genannt, war einer der grauſamſten und blutigſten, die jemals ſtatt gefunden. Als ſich das Volk mit ſeinen Klagen über die Bedrückungen des Adels an Kaiſer Max gewendet, verſtand es deſſen gütigen Ausſpruch ſchlecht und im Wahne, zum Richter ſeiner Herren berufen zu ſein, ſtürmte und beraubte es Schlöſſer und Klöſter, beſtrafte im Namen des Kaiſers mit Feuer und Schwert und widerſetzte ſich endlich deſſen eigenen Truppen. Da hatte der edle Max in ſeinen letzten Tagen noch den Jammer, ſeinen „lieben Landlern" das alte Recht durch Galgen und Rad einlernen zu müſſen.

Faſt zwei Jahre dauerte der oberöſtreichiſche Bauernkrieg unter Stephan Fadinger und

Achatz Wiellinger. Auf ihren Fahnen ſtand der Spruch:

Weils gilt die Seel und auch das Blut,
So gab uns Gott ein Heldenmuth,
Es muß ſein.

Der kaiſerliche Statthalter Graf Herberstorf wurde von ihnen erſchlagen, Städte und Märkte fielen in ihre Hände, Linz widerſtand nur mit Mühe und erſt Pappenheim konnte die Rebellen nach vier blutigen Schlachten zu Paaren treiben.

Das waren freilich nur Bauern, nicht ein ganzes Volk, aber ſind derlei Beiſpiele in der neuern und ganz allerneueſten Geſchichte nicht deutlicher und allgemeiner zu finden und kann — in ſchließlicher Betrachtung dieſes Kapitels — das Volk das Heer, oder das Heer Volk ſein?

Dem Bürger gilt vielleicht der Regent nur als oberſtes Organ des Vaterlandes, für den Soldaten iſt er unumſchränkter Herr und muß es ſein, wenn der blinde Gehorſam wirklich die weſentlichſte Bedingung unſers Standes iſt. Mögen ſie uns das ſtets bereite Werkzeug nen-

nen, das von jeher den allerhöchsten Willen, wo er nicht willig Eingang fand, mit Gewalt durchsetzte, wir wollen nicht darüber streiten, aber unser Stolz ist es, treu und fest zu bleiben, wo Andere wanken und schwanken.

Und wie soll sich endlich der Soldatenstand den übrigen Ständen verschmelzen, wenn er durch Erziehung, Bestimmung, Pflicht und Wirken, Denken und Handeln und im Leben und im Tode ganz und gar von ihnen verschieden und abgeschlossen ist? Der Bürger hat eine Heimat und dann erst ein Vaterland; Familie und eigner Herd sind die nächsten Interessen seines Herzens; er liebt den Frieden, er trachtet sein Leben für die Seinen zu erhalten, er will erwerben, besitzen und hinterlassen. Des Soldaten Heimat ist da, wo seine Fahne weht und nur durch den Befehl seiner Obern hört er die Stimme seines Vaterlandes; er hat nicht Haus und Hof und kennt nichts Heiligeres als seinen Schwur; wenn der ihn ruft, verläßt er Weib und Kind; alle häuslichen und Bürger-

tugenden treten ihm in den Hintergrund über die militairiſchen; er geizt nach Ehre und ſehnt ſich nach Thaten und ſein höchſter Ruhm iſt in ſeiner Pflicht zu ſterben.

Und wenn der Bürger „ſein ehrlich Gewerbe in Ruhe treibt, Vaterſegen genießt und Kinder und Enkelein um ſich pflegt", ſingt der friedländiſche Reitersmann:

„Frei will ich leben und alſo ſterben,
Niemand berauben und Niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegſchauen von meinem Thier."

Aber nicht der gemeine Soldat, der — wie wir bereits geſagt — kaum auf wenige Jahre den Tſchako trägt und in Sinn und Weſenheit Bürger und Bauer lebt, kann zur gegenwärtigen Zeit noch den Kriegerſtand vertreten, nur der Offizier, der den Degen nicht eher von der Seite gibt, als bis er ihm auf den Sarg gelegt wird. An ihm iſt es, alle moraliſchen Eigenſchaften des edeln und adeligen Gewerbes feſtzuhalten, ſie nicht erlöſchen zu laſſen über

Gelehrſamkeit und Friedenskünſtelei, noch ſie zu erſticken im Schlendrian des Kamaſchendienſtes, aber ſie auf ſeine Untergebenen zu verpflanzen nach allen Kräften, damit der Kriegergeiſt, der uns abgeſchieden läßt von allen andern Ständen, wach erhalten werde und auch der unterſte Musketier wiſſe, wie ihm das Herz ſchlagen ſoll, wenn die Trommeln einſt zum Ernſte ſchlagen.

Der Krieg.

Dörfen ma bald rufen für Gott, Maria,
unſern liaben Kaſer und Vaterland?
Tiroler 1809.

Krieg iſt die Sehnſucht des jungen Soldaten — und jeder Soldat iſt jung, dem es friſch und muthig unter der Rockwatte klopft, ſei er nun bartlos wie das Heldenmägdlein von Orleans, oder eisgrau wie der hundertjährige Otto von Haßlau, als er das öſtreichiſche Banner am Marchfelde gegen den Löwen Ottokar von Böhmen trug. Krieg iſt der Stoßſeufzer und die ewig wiederkehrende Endbitte der Litaneien, die von uns, Caſernen-Capuzinern, auf Parade- und Exercirplätzen mit Trommel- und Trompetenſchall zum Himmel geſchickt werden. Wenn in Frankreich oder England ein Miniſterium purzelt; wenn in den Abruzzen irgend ein verſpreng-

ter Jung-Italiener unerlaubte Kohlen brennt; so oft in Polen (diesem gewaltsam eingeimpften Weichselzopf dreier Mächte) die Vaterlandsfreunde ihre Polizeibeamten prügeln; ja, sobald nur ein türkischer Schiffnagel am nordischen Magnet hängen bleibt, heben wir hoffend die Köpfe, wie Frösche aus ihrem Teich, und quaken: Was gibt's? Hat man uns gerufen, braucht man uns vielleicht? Aber da stehen die Kammer-, Land-, Hof- und geheimen Räthe am Ufer und bombardiren uns die vorlauten Schädel zurück in den Casematten-Schlamm und flüstern: „Ums Himmelswillen Friede, ihr großmäuligen Schreier! Quakt leiser, ihr unnützen Fresser! ihr Brummfliegen ohne Stachel! ihr müßiges, überflüssiges Parabirvolk! Die Ohren der fünf Geld-Gewaltigen erstrecken sich von Rom bis London und von Wien über Frankfurt nach Paris; sie wünschen keinen Krieg, sie haben großmüthig gemacht einen Verein gegen Blutvergießerei, sie können nicht hören das barbarische Hurrah und wenn sie vernehmen eure wilde Kampflust,

ſo werden ſie euch geben das Gnadenbrot ganz und gar, auf daß die alten Jungfern, die man Armeen nennt, friedlich ab- und ausſterben mögen, in ihren martialiſchen Klöſtern, den Caſernen."

Wer weiß, ihr Herren Finanztyrannen und Börſedespoten, wie die Actien in der Zukunft ſtehen werden, und ob nicht wieder eine Zeit kommt, in welcher Patronenhülſen die geſuchteſten Papiere ſind? Zwickt und zwackt am Soldaten, ſo viel ihr wollt, erſpart durch Zweiundbreißigſtel und Vierundſechzigſtel, heizt mit den Schilderhäuſern eure Comptoirs, laßt das ganze Heer aus blinden Rotten beſtehen und ſchickt überdies das erſte und dritte Glied auf Urlaub kommt dann der Feind, ſo verſucht Steine hinter euch zu werfen, wie Deukalion, vielleicht werden geharniſchte Männer daraus. Türken und Mongolen überfallen uns ſchwerlich mehr, aber ein ſchlimmerer Erbfeind rüſtet ſich; von keiner „goldenen Horde" ſoll uns ein Jaroslaw Sternberg befreien, aber eine ebenſo wilde, die

wir ſogleich näher bezeichnen werden, bedroht den Staat. Der Regent braucht ein Heer, ein bewegliches, ſchlagfertiges, thatkräftiges, treuergebenes Heer; er braucht es in jetziger Zeit, da es in Köpfen und Ländern ſpukt, ſo nöthig als jemals, denn es mag gut ſein, bei Allem was die Zukunft Ueberraſchendes bringen kann, über dreimalhunderttauſend Männer zu gebieten, die nichts Anderes zu fragen gewöhnt ſind, als: Herr! wo willſt du, daß wir ſterben ſollen?

„Tapferer Männer Lieb und Treu iſt eine unüberwindliche Burg" ſagte Ratbod auf Habsburg zum ſtraßburger Biſchof Werner. Jener Landgraf von Heſſen, den der Kaiſer tadelte, daß ſein Schloß keine Mauern habe, ließ es von drei Gliedern ſeiner getreuen Soldaten umſtellen und ſagte: Da ſind meine Mauern, Ew. Majeſtät.

„Macht die Thüre zu, es iſt draußen Feuer!" rief vor wenig Jahren der ſterbende Orleans (die Zeitungen meldeten es) und iſt uns nicht auch in Deutſchland ſchon, als röchen wir den Brand?

Gleich der Schwüle einer Gewitternähe liegt er auf uns, gleich einem ſchweren Alp drückt die kampfloſe Vergangenheit auf die Gegenwart; die dreißigjährige Ruhe hat den Frieden untergraben, wir ſchlafen auf einem Vulkan. Manchmal träumt uns von heißem, bitterböſem Streit, wir fahren auf, wir blicken nach Weſten und Norden, aber nicht von daher kommt zunächſt der Feind, er droht uns in der moraliſchen Zerriſſenheit des eignen Volkes, in der Herz- und Nahrungsloſigkeit der unterſten Klaſſen, im Nationalitätſchwindel einzelner Länder, in der Vermeſſenheit jener Geld-, Gut- und Recht-Gleichheitler und Freiheitler, jener Kreuzausreißer und Kronjuwelendiebe, die mit halbem Wiſſen Schwachköpfe erhitzen, blöde Maſſen blenden und ein hungerndes, lungerndes Geſindel mit Lug und Trug zum Trotze ſtacheln. Und der Adel hat keine Burgen mehr, der Bürger keine Wälle, vor denen ſonſt die Zugbrücke aufgezogen ward gegen den Andrang des bleichen Pöbels. Plötzlich, nächtlich, wie der Raub-

wolf, ſteigt er über die Terraſſen der engliſchen Landhäuſer, oder bricht in die Bäcker- und Fleiſcherbuden der wehrloſen Stadt, denn mitеſſen will das Elend aus der Schüſſel der Reichen. Wie es dann enden wird? Schlimmer vielleicht als da der Türk noch hauſte am Wienerwald, da der fürchterliche „Sackmann" herumzog mit ſeinem Meſſer und den ehrlichen Oeſtreichern die Köpfe abſchnitt und ihre Weiber und Töchter zur Kurzweil ins Lager und endlich nach Konſtantinopel ſchleppte. Sechszehntauſend Frauen und Mädchen, darunter dreihundert vom Adel, wurden allein in der Gegend von Wien geraubt, und wenn ſie ſpäter, aus der Gefangenſchaft nämlich, an die Ihrigen ſchrieben: ſie ſollten ſich nicht um ihr Schickſal kümmern, „da es die weyber, beſonderiſt die jungen mädel, bei den Tirggen gar ſo guet hätten und auf kein Befreyung oder erlöſung gedenketen, noch wünſcheten", ſo wird es ja beim Sturme des heutigen Erbfeindes, das iſt, des losgelaſſenen Pöbels, noch viel türkiſcher zugehen, und Adel und Bür-

gerſtand werden ſich ſchwerlich darüber tröſten, wenn die Ohnehoſen die am Abend eroberten Damen in aller Frühe wieder herausgeben.

Auf welche Art die Noth des gemeinen Mannes zu ſtillen und das Volk von ſeinem Wettrennen zum Galgen aufzuhalten wäre, verſteht der „deutſche Soldat" nicht zu ſagen, aber ſo viel weiß er, daß man ſolche raubthierartig aufgeſperrte Mäuler nicht mit Eiſenbahn- und Dampfſchiff-Actien ſtopft. Der rechtliche, arbeitſame Bürger und Landmann, der ſeiner Regierung Steuern und Abgaben zahlt, fordert dafür ihren Schutz und dieſe zieht endlich nothgedrungen, wenn auch mit väterlichem Schmerze, die alte, verroſtete Wehre aus der Scheide. Kein müßiger Paradeheld iſt dann der Soldat mehr, Freiheit und Eigenthum ſoll er ſchirmen, für Religion, Fürſt und Vaterland ſoll er kämpfen, mit eiſernen Ruthen ſoll er Ordnung machen, damit Begehren und Gewähren, das friedlich nicht mehr ausgeglichen werden kann, wenigſtens eine blutige Verſöhnung finde; damit

nicht unberufene Staatsverbeſſerer, die im Trüben zu fiſchen vermeinen, den Samen der Zwietracht weiter ſtreuen, damit nicht politiſche Glaubenshelden — Egoismus, Neid, oder fanatiſche Verblendung hinter ſüßſchwänzelnde Menſchenliebe verſteckend — die Treue des Unterthanen von ſeinem rechtmäßigen Herrn löſen; damit endlich der außen lauernde, Freiheit oder Tyrannei bringende nachbarliche Feind uns gerüſtet träfe, wenn er als Mittler in unſern Handel treten und etwa wieder ſo entſcheiden wollte, wie uns, ſchmerzlich genug, die Erfahrung gelehrt.

Der Regent braucht ein Heer, ein treuergebenes, blindgehorſames, ehren- und wehrhaftes. Der dreißigjährige Friede hat Dampfkeſſel geſchmiedet und Locomotive erbaut und Spekulanten zu Millionären gemacht, aber je mehr Schätze einige Wenige anhäufen, deſto ärmer wird die Maſſe, denn das bewährteſte Mittel reich zu werden beſteht nur darin, andern Leuten ihre Geldbeutel auf eine Art aus

der Taſche zu ziehen, die nicht an den Galgen bringt. Reichthum des Einzelnen iſt unnützes Fett des Staates, verhältnißmäßig vertheilter Wohlſtand — deſſen Fleiſch, Blut und Mark. Es gab ehemals weniger große Vermögen, aber eine allgemeinere Wohlhabenheit. Wallenſtein brandſchatzte die Mark Brandenburg allein um zwanzig Millionen Gulden; vielleicht keine Provinz Deutſchlands könnte das heutzutage leiſten, allerdings aber manch einzelnes Haus. Kommt nun das Vaterland in Noth, ſo hat es von den Börſehelden ſo wenig als vom halbnackten Sohn des Volks, denn dieſer taugt nicht zur Muskete, hat weder moraliſche noch phyſiſche Kraft und bleibt ewig der ſieche, feige, faule Lazzarone, der ehrloſe Nachzügler und Plünderer, als welchen ihn ſchon Montecuculi den böſeſten Krebs des Heeres nennt; jener aber — der Börſeheld nämlich — packt in der Gefahr ſeine Bildergallerie von Banknoten und ſeine klingende Portraitſammlung in Kiſten und fährt ab, denn die patriotiſchen Fugger und Laffite

werden immer seltner, aber Kaiser Maximilian's Wort ist bis zur Stunde wahr: „Wie geht's zu? Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verleurt, so soll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden sind, daß Kaiserl. Majestät und dem ganzen Reich viel daran gelegen, so kann euch Niemand daher bringen?" In diesem Sinne sprach auch Matthias Corvinus, da er nach seiner Eroberung Wiens die reichsten Bürger vor sich kommen ließ, unter welchen ein gewisser Dietrich war, der sein Gold nicht zählte, sondern in Scheffeln maß. „Du Bößwicht!" sagte ihm Matthias, „wie kann ich gut Hertze zu dir haben? Du und deines Gleichen hätten mich mit einem so großen Reichthum biß nach Ofen hinab bekriegen können, aber ihr Verräther habt euerm Herrn Geld und Guth vorenthalten."

Indessen, keine Feindschaft mit irgend einem Stande! Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann stehen brüderlich zusammen gegen den äußern Feind, aber gegen den innern, gegen den arg-

liſtigen, wenn der gegen Ordnung, Gewalt und Beſitz ankämpft, wenn er das Vaterland zerreißt und ſich nun Meinungs- und Parteiwuth zähnefletſchend gegenüberſtehen, da braucht der Regent ein Heer, das mit Kraft und Treue ſtreitet, wo immer es befohlen ſein mag und mit Freuden blutet, ohne zu fragen wofür.

Als Kaiſer Karl VI. ſeiner großen Tochter Maria Thereſia die Erbfolge in all ſeinen Staaten durch die pragmatiſche Sanction geſichert glaubte, ſagte Prinz Eugen: Eine Armee von hunderttauſend braven Soldaten wäre beſſer als hunderttauſend Tractate. Und die Erfahrung machte dies Wort zur Prophezeihung, Treu' und Glauben wurde der Politik geopfert, kaum hatte der alte Kaiſer ſeine Augen geſchloſſen, ſo vergaßen Frankreich, Spanien, Sachſen, Baiern und Preußen ihrer Unterſchrift, Karl VII. lüſtete nach ſämmtlichen Erbſtaaten der jungen Königin und Friedrich der Große hatte von ſeinem Vater das ſchönſte Heer Europas über-

nommen und konnte dem Drängen ſeines kriegeriſchen Geiſtes nicht widerſtehen.

Ja, und wir ſehnen uns nach Krieg, nicht aus ſchmutzigem Intereſſe, wie der Kornwucherer nach Theuerung, wie der Todtengräber nach der Cholera, der Henker nach Gurgeln; wir ſehnen uns nach dem Kampfe, weil er uns dem moraliſchen Tode, der Ruhe, entreißt und unſer eigentliches Leben ausmacht; weil er alle ſchlummernden Kräfte weckt und den militairiſchen Geiſt aus Verdumpfung und Verſtumpfung rettet; weil er die That gelten, das wahre Verdienſt ſprechen läßt und als Goldprobe der Männlichkeit unſern innerſten Werth taxirt. Im Frieden ſteht Spiegelfechterei und Augendienerei oben an, da herrſchen die Faiſeurs, die Antichambre-Tyrannen, der Comfort — und wie die Dinger alle heißen mögen, für die der Deutſche keinen Namen, doch die Sache ſelbſt von Fremdlingen erlernt und ererbt hat. Unſer Wahlſpruch aber iſt: Ehre im Leib, Muth in der Bruſt und Haß der Ruhe! Wir ſehnen uns

nach dem Schlachttag, weil er „des Kriegers Ehrentag" iſt; wir fangen den Streit nicht an, aber wir fechten ihn aus, und daß wir unſer Handwerk lieben und höher ſchätzen als jedes andre, das kann uns nur ein Philiſter verdenken.

Es iſt eine alte, bekannte Wahrheit, daß ein kurzer, energiſcher Krieg weniger die Geißel der Staaten iſt, als ein langer, mühſam ſich ſchleppender, bewaffneter Friede. Der Krieg iſt die Zeit kräftigen Fortſchreitens, man ſieht es nicht durch den Pulverdampf und hört es nicht beim Donner der Geſchütze, wie der Zeitgeiſt umwirft und aufbaut, aber wenn der Sturm vorüber, ſteht das Neue fertig vor unſern Blicken da.

Und lobt wie ihr wollt eure beſſere Abrichtung der Truppen, eure hochſtudirten Offiziere und gemäſteten Ringelſpiel-Pferde, der Soldat geht doch rückwärts im Frieden, denn der Geiſt, der den Körper erſt beleben ſoll, athmet aus und verraucht mehr und mehr. In den Zeiten

der letzten Kriege konnten unsere Korporale freilich so wenig lesen als mancher französische Marschall, aber sie wußten zu fechten und waren Männer, jetzt sind sie absolvirte Philosophen und unvergleichliche Geheimschreiber ihrer Herren Hauptleute, aber kaum noch Soldaten. Man werfe dem „deutschen Soldaten" nicht vor ein Anwalt der geistigen Unthätigkeit zu sein, die — wie der Müßiggang aller Laster Anfang — aller moralischen Kräfte Untergang ist, ein arger Widersinn wäre es, zu behaupten, daß unwissende Offiziere vor dem Feinde besser zu brauchen seien, als militairisch gebildete; sagt doch schon Heinrich IV., er fische prächtige Soldaten aus dem Dintenfaß. Aber das Mittel soll niemals Zweck werden und es sei hier wiederholt behauptet, die gelehrte Luft wirkt entnervend auf den Kriegergeist, die Ueberpfropfung mit Kenntnissen hindert den freien Ueberblick und knechtet die Selbstständigkeit des Denkens; die ewige Federfuchserei drückt und knickt den kühnen, freudigen Soldatensinn an der Wurzel und die Pe-

banterie, dieſe Rieſenangel für alle gelehrten Stockfiſche, fängt endlich den geſunden Menſchenverſtand ganz und gar ab. Wenn uns einerſeits die Geſchichte lehrt, daß kein großer Feldherr die Theorie vernachläſſigte, ſo zeigt uns doch die Erfahrung, welch ein Kapital-Confuſionsrath ſo ein überkluger Herr ſein kann, der auf der Schulbank Strategie und Hämorrhoiden, militairiſchen Ueberblick und vollkommene Kurzſichtigkeit ſich abgeholt. Kriegskunſt iſt allerdings eine Art Schachſpiel nach gewiſſen Geſetzen und Regeln, aber das Schlachtfeld iſt kein Damen-Bret; die Theorie iſt noch verdammt wenig ohne natürlichen Verſtand und militairiſchen Geiſt und dieſe beiden Gaben laſſen oft den Mangel jener verſchmerzen. Die Theorie hat tauſend mögliche Fälle berechnet und iſt gegen eben ſo viele Zufälle gepanzert, aber der Zufall iſt eine Schlange und windet ſich plötzlich durch die Regel und nun ſteht der Theoretiker — am Berge, wenn er nicht noch etwas hat, das er nur von ſeiner Frau Mutter

ererbt haben kann, den gesunden Menschenverstand nämlich. Militairischer Geist aber ist Selbgefühl und Energie, Entschlossenheit und Kriegerehre; er ist jene gutmüthige Treue, die uns die Schicksalsneckereien des Friedens ertragen läßt, jene kühne Zuversicht, die uns im Kriege aufrecht erhält in Noth und Tod; militairischer Geist ist die erste Tugend des Soldaten und steht hoch über alle Theorie.

Vertrete den Frieden und seine Bildung und seine Künste wer da will: der uniformirte Professor, der nichts als seine Augen bewaffnet, wenn er mit dem Röthel auf der Landcharte herumfährt und blutige Schlachtfelder bezeichnet; vertrete ihn der Büreaukrat, der Geldaristokrat, jede Philister- und Häringsseele, der Lehr- und Nährstand, die menschenfreundlichen Thränenkrüge und christlichen Nasenblüter und alle alten und jungen Weiber, denen die Mutter- und Brautherzen an den Fahnen hängen geblieben; der wahre Soldat lobt sich den Krieg, er reißt den Janustempel auf, denn er ist im Zeichen

des Schützen geboren und der Mars regiert sein Leben. Wie Karl XII. sechs Jahre lang seine Reiterstiefeln nicht von den Füßen brachte, so möchte er unter den Waffen leben und sterben, und er beneidet die Zeit, in welcher der türkische Kaiser sogar die christlichen Mächte aufforderte, endlich doch Frieden zu schließen.

Wie auch der Krieg den Krieg ernährte unter dem finstern, geheimnißvollen Wallenstein („die Liebe der Soldaten, die Geißel der Fürsten und der Fluch der Länder"), mitten unter den wilden, unmenschlichen Scenen, die uns Simplicissimus und Philander von Sittewald in Geschichten und Gesichten getreuer schildern als die stets parteiischen Historiker jener Zeit, wird man vom heißesten Wunsch erfaßt damals gelebt zu haben, da ein tapferer Degen, ein heller Kopf alles war und ein Bernhard von Weimar sich ein Land erkämpfen konnte. Schöne Epochen mögen es auch gewesen sein, als Karl von Lothringen die blutigen Schlachten bei Gran und Mohatsch schlug; als Prinz Eugen, der

edle Ritter, im Frieden mild, im Krieg ein Schild, seinen hohen Ruhm in Ost und West zu des Kaisers Ehre erschallen ließ; als der kluge Held Loudon, der Mann des Tages von Kunersdorf, der verwegene Stürmer von Schweidnitz, der „das Schlachtfeld nur als Sieger oder wie ein Sieger räumte", die Hand nach des großen Königs Lorbeer auszustrecken wagte; aber die höchste Glorie unseres Standes war doch der letzte dreiundzwanzigjährige Kampf, in welchem selbst das Unglück nur erneuerten Heldenmuth, das Elend doppelte Begeisterung gebar, in welchem der Genius der Führer sich mit dem Geiste der Kämpfer vermählte, in welchem dem gewaltigen Kriegsmeister gegenüber „Oestreichs Zierde" stand, der Sieger von Aspern, bei dessen Namen noch jetzt den alten Kriegern das Herz lacht und den jüngern lebhafter pocht. Das waren Heroen-Epochen, von dem frommen Ferdinand angefangen, der die Mutter Gottes zur Generalissima seiner Heere erhob, bis zum letzten Generalissimus, dem hochherzigen Schwar-

zenberg! Das war ein Leben von Poeſie durchwebt; jeder alter Schnurbart hatte ſein eigenes Heldengedicht und ſeinen Antheil Ruhm; das waren Zeiten, in welchen man die Orden nicht am Exercirplatz und im Vorzimmer erhielt, aber doppelt ſo viele im Geſichte und auf der Bruſt trug als auf dem Rocke.

Und endlich kam der letzte Akt des Heldenſpiels, der Freiheitskrieg, das Ringen auf Tod und Untergang mit dem korſiſchen Löwen. Nicht nur einzelne Namen glänzten hervor, die Begeiſterung wehte mit jugendlichem Athem durch die Hunderttauſende. Niemals vielleicht ſtanden Kriegerehre, Unterthanentreue und Vaterlandsliebe inniger verbunden als in jener großen Zeit der Schlachten von Lützen, Dresden und Leipzig. Herrliche Ideen leuchteten voran, der Krieg ward um des Friedens willen geführt und der langjährige Schimpf, all die Gräuel widerrechtlicher Einfälle von Ludwig XIV. bis zu Napoleon wurden nur im heißen, erbitterten, doch ehrlichen Kampfe vergolten, im feindlichen

Lande aber durch Menschlichkeit und Edelmuth gerächt.

Jetzt ist das lang vorüber; die Kanonen von Waterloo, als sie der französischen Tyrannei ins Grab donnerten, spielten zugleich den Schwanengesang für des Kriegers Ruhm. Dem Alter bleiben seine Erinnerungen, der Jugend ist nur vergönnt, die Vergangenheit zu bewundern und zu beneiden; aber schweigen muß sie, wenn jenes spricht. Wie einst Napoleon seinen Offizieren den Befehl gab vor jedem Invaliden zuerst das Haupt zu entblößen, so sollten wir es freiwillig thun, die letzten Träger unseres Palladiums zu ehren.

Ihr seid glücklicher als wir, benarbte Veteranen des größten Zeitalters, das die Weltgeschichte kennt! Der Himmel schenke euch für euren Spätherbst noch sonnenhelle, warme Tage und ein sorgenloses Leben, das nie arm sein kann, weil es reich an Thaten war, das mit dem Andenken der glänzendsten Siegesepoche niemals einsam sein wird, bis das große Appell

von oben euch zu allen Kriegs- und Ruhms-Gefährten der Vergangenheit verſammelt.

Aber je ſiecher und matter die Jetztzeit für uns Ruhmenterbte iſt, deſto mehr militairiſcher Geiſt, deſto mehr Enthuſiasmus für unſern Stand gehört dazu uns über ſie zu tröſten. So laßt uns trachten die Beiden wach zu erhalten und zu erheben, damit wir nicht untergehen in der Pedanterie des Tages, aber ſchlagfertig und ſieggewärtig da ſtehen mögen, wenn die erſehnte Stunde ſchlägt, in der es gilt.

Der Friede.

Da gibt es Lorber nicht zu pflücken,
Wo der Kanonendonner ruht,
Pedanterie und Launen drücken
Darnieder den Soldatenmuth.
Garnisonslied.

Der Ruhm pflanzt einen Namen länger und glänzender fort, als es unsere Majoratsherrchen vermögen; er ist ein durch alle Länder und Zeiten forttönendes Wunder- und Zauberhorn, das in alle Welt erschallende Echo der Kriegerehre, die ewig lebende Erinnerung an den großen Menschen, dessen Gebeine vielleicht schon vor Jahrtausenden bleichten und verwitterten. Ruhmbegierde ist jener begeisternde Blitz, der beim Lesen des Plutarch in das Herz des Knaben fährt, jener ungestüme Drang nach Kampf und Gefahr in der Brust des Jünglings, jener heiße, quälende Durst nach That und Wirken in der

Seele des Mannes. Moritz von Oranien konnte nicht einschlafen bei dem Gedanken an seines Vaters Ruhm, und Alexander Farnese vergoß Thränen, als ihm seiner Jugend wegen nicht erlaubt wurde, der Schlacht bei St. Quintin beizuwohnen.

Nach Ehre und Würden kann Jeder streben, der Ruhm hingegen ist das Eigenthumsrecht des Soldaten; Berühmtheit ist die Palme des Friedens, sie schmückt auch den Staatsmann, den Künstler, den Arzt und Schriftsteller; der Ruhm aber ist der Lorber des Krieges, er kränzt nur ein Heldenhaupt.

Und damit ist unser Urtheil gesprochen und unser Loos geworfen; wir leben im Frieden, der Ruhm bleibt uns eine unbekannte Größe. Deshalb schlafen wir ruhig auf unsern Bärenhäuten und weinen keine ehrgeizigen Thränen, und haben wir fünfundzwanzig Jahre abwechselnd gerauchт und exercirt und können, oder wollen, oder dürfen wir nicht mehr dienen, so empfangen wir den „blauen Bogen", dies un-

vermeidliche Conſilium abeundi, als Stoiker und verzehren die Penſion, wo Wein und Tabak wohlfeil ſind.

An materieller Ausbildung mögen die Armeen während der langen Friedensmaſtung zugenommen haben, vielleicht auch an intellectuellen Kräften (wenn man die gewiſſe Falſchfütterung, die überall — außer auf dem Schlachtfelde — ihre Nothwendigkeit erweiſt, ſo nennen kann), allein, wie wir bereits erwähnt, verkürzt wurden ſie an der Erbſchaft der moraliſchen Eigenſchaften früherer Heere. Jener ſchöne Ehrgeiz, jene edle Ruhmbegierde, jener glühende Enthuſiasmus für unſern Stand, mit einem Worte: all' Dasjenige, was in kräftig bewegten Zeiten das Schwert über Pflug und Feder, über Elle, Spule und Zirkel ſetzte, dies ganze reiche, herrliche Kriegerleben und Streben iſt verdrängt vom Werkeltagstreiben des Garniſons- und Hausdienſtes, eingezwängt in die klägliche Wichtigkeit pedantiſcher Formen, und das hat Niemand auf dem Gewiſſen als der Friede.

Wer seiner Bestimmung nach in ein unnatürliches Verhältniß tritt (und unnatürlich ist der Friede für den Soldaten), der wird leicht ein nirgend festes Zwitterding. Uns gebührt kein Casernen-Kerker, sondern die Freiheit in Gottes weiter Natur, keine Verweichlichung an Tisch und Bett, sondern der Lager-Kessel und das Wachfeuer, keine Schulbank und Feder, aber die Praxis mit dem Säbel in der Faust. Nacht und Tag draußen zu liegen, an der Bereszina in Schnee und Sturm, in den Sandwüsten Aegyptens im Sonnenbrand; Noth und Entbehrung, Hunger und Kummer zu tragen, Gefahren zu suchen und ihnen zu trotzen, das ist unser Element! Energisch, unternehmend, exaltirt sein und — alles persönliche Interesse, alle innigeren Bande des Herzens vergessend — dem Tode in jeder Stunde zu Willen stehen, das gehört sich für den Soldaten. Aber das sind Worte, die der Friede auf unsern Lippen ersterben ließ;

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben."

Krieg ist begeisternde Arbeit, Friede erschlaffende Ruhe, daher leben wir, trotz des Eckenstehens der täglichen Wachtparaden, im Vergleiche mit ehemaliger kriegerischer Thätigkeit in der ausgesprochensten Faullenzerei. Aber betrachten wir diesen Müßiggang voll wichtiger Geschäftigkeit genauer und gestehen wir uns ein, daß allerdings nicht wenig militairischer Geist dazu gehört, um alle Plackereien des kleinen Dienstes mit Freudigkeit zu ertragen, die urewiglichen Einerlei-Pflichten der Abrichtung und Waffenübung mit Lust und Liebe zu erfüllen und diesem glänzenden Lärmen um Nichts, diesen alltäglichen Heldenthaten von der Wecktrommel bis zum Zapfenstreich noch Interesse abzugewinnen.

Einerseits wird das Reglement zur Summe unserer Kenntnisse und wird so Vielen Alles, weil es Alles enthält, was der Soldat wissen muß, obgleich es nur den Keim in sich trägt von Dem, was er theils am besten im Kriege lernt, theils nirgends anders erlernen kann; des-

halb wird andererſeits ſo eifrig und geſchäftig ſtudirt und exercirt und von jedem Fuhrweſenknecht dem Generalquartiermeiſterſtab ins Handwerk gepfuſcht. Im Winter beziehen die Truppenkörper ihre Univerſitäten, auf welchen ſchon der Rekrut über die gelehrte Folterbank gereckt und mit Brenneſſeln von Definitionen gegeißelt wird; da muß der Korporal Aufgaben über Stellung, Bewegung und Gefecht ſeiner Bereitſchaft löſen und der Offizier Novellen aus dem kleinen Kriege mit ſaubern Bilderchen und Croquis liefern, und ſie treffen es endlich ſo gut als Decker, Schels und Jomini, von denen ſie eben ihre Meiſterwerke Wort für Wort abſchreiben. So geht der friedliche Winterfeldzug vorüber und nun wird die Sache ernſter angegriffen, nun tanzt die Infanterie ihre Solos und Pas de deux des Bajonnetfechtens und die Cavallerie die Quadrillen und Carouſſels ihrer Kunſtreiterei; dann wird ſogar marſchirt und defilirt und geſchwenkt und geplenkelt, aber immer dabei Torniſter und Bandouliere und Backen-

bart gemeſſen, denn der Zollſtab iſt der Feldherrnſtab des Friedens. Zuletzt geht es an die Feldmanoeuvres und die Rollen ſind vertheilt: Kanonen donnern von der Höhe; Jäger liegen am Bauche, Maſſen ſind Igel mit tauſend Spitzen und die Reiterei raſſelt vorüber als fliegender Drache. Da wird geſtürmt und attaquirt und kein Pardon gegeben, und ſelbſt Kraut, Kartoffeln und Rüben, dieſe unüberſetzbaren Hinderniſſe des allgemeinen Thurmrennens, werden in der Hitze des Kampfs genommen und eingeſteckt. Ungeſchminkte Worte ſchlagen wie Bomben in die Reihen, denn geſchmeichelt wird auf der friedlichen Wahlſtatt viel weniger als auf der blutigen, und Mancher, der in wirklicher Schlacht ein Held zu nennen wäre, wird hier ganz anders getauft. Genug, es handelt ſich um ein Bild des Krieges und wer ſeine Gruppen am zierlichſten ſtellt, für den regnet es mündliches und ſchriftliches Lob, dieſe Orden, Sterne und Kreuze des Friedens.

Unter Ludwig dem XIV. wurde der Spaß

noch weiter getrieben, da ſtürmte man am Marsfelde Redouten und Blockhäuſer, auf beiden Seiten ſtürzten die früher beſtimmten Grenadiere für todt hin und Minen flogen auf, zum Entſetzen aller anweſenden Damen, mit Köpfen, Füßen, Armen und Leibern — von Pappendeckel.

Das war nun freilich die erbärmlichſte Hanswurſterei und dem falſchen, liederlichen Komödianten- und Maitreſſen-Zeitalter, in dem der Beicht- und Leibſtuhl des Herrſchers eine ſo wichtige Rolle ſpielte und das die Lobhudler von Verſailles das große hießen, vollkommen angemeſſen, aber auch über unſere Gedächtniß- und Generalproben eines Helden- und Spektakelſtücks, deſſen wirkliche Aufführung ſich mehr und mehr verzieht, mögen wir die Köpfe ſchütteln, nicht etwa als ob wir die Nothwendigkeit dieſer ganzen Stufenleiter der Kriegsübung nicht begriffen, ſondern weil uns unmerklich das A b c unſers Wiſſens, der Grund und die Regel für die Praxis, mit einem Worte die Soldatenſpie-

lerei zu Zweck und Ziel geworden und weil wir (ſtatt dem Schlendrian — in Ermangelung eines andern Feindes — den Krieg zu erklären) all' unſer Thun und Laſſen nur auf den Paradeplatz, nur auf das Bild, auf den gaffenden Janhagel und auf jene gewiſſe Augendienerei beziehen, die vom Korporal aufwärts durch alle Grade und wol über den Oberſten hinausläuft.

Und welch ein Erfolg für den militairiſchen Geiſt iſt da denkbar, wo Mühe und Arbeit, Fleiß und Schweiß einer halbhundertjährigen Dienſtzeit einzig und allein auf die oft ſo launenhafte Zufriedenheit des unmittelbaren Vorgeſetzten verwendet werden muß? Daß jeder ſeiner Winke Befehl iſt, in Gottes Namen! Daß wir dem Despoten aber die Worte wie Orakelſprüche vom Munde wegſchnappen, daß wir voll Eifer und Geſchäftigkeit tanzen, noch ehe er pfeift und in pflichtſchuldigſter Unterthänigkeit um ſo ängſtlicher nach Art und Sinn dieſer Orakelſprüche ſpioniren, je ſchwerer er zu

befriedigen und je derber er in ſeinen Belehrungen iſt, darin ſchon liegt die Auflöſung des Räthſels: wie uns Häftchen und Schnalle zur höchſten Wichtigkeit werden können und vom Torniſterpacken und Mantelrollen Glück und Heil, Ruhm und Ehre einer Armee abhängt; deshalb

Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Phlegma iſt geblieben.

Es liegt am Tage, daß im Kriege der Offizier nach einem ganz andern Maßſtabe beurtheilt werden muß als in Friedenszeit; dort entſcheidet vorerſt Muth und Umſicht, und wenn dem Klugtapfern auch der Vorrang gebührt, ſo füllt der blos Verwegene nichtsdeſtoweniger ſeinen Platz aus und hat Anſpruch auf die Achtung ſeiner Kameraden und die Anerkennung von oben; im Frieden hingegen werden derlei Eigenſchaften ganz und gar nicht berückſichtigt. Da heißt die Kamaſchenknöpflerei Fleiß, die Abrichtungs-Künſtelei Talent, eine gewiſſe Todſchlächtigkeit, die vor jedem jugendlichen Ueber-

ſprudeln zurückſchreckt, Moralität, und wer ſich am willenloſeſten, am indolenteſten, „wie des Färbers Gaul“ im Ring herumdreht, das iſt unſer Mann.

Und dieſe moraliſche Trägheit erſtickt jeden Funken militairiſchen Geiſtes.

Talent und Brauchbarkeit eines Soldaten für den Krieg iſt im Frieden nicht nur ſchwer zu beurtheilen, ſondern wird auch nicht ſelten verkannt. Beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges befand ſich der ſchüchterne Loudon („beſcheiden wie das Verdienſt“) als Major unter den Liccanern, und wurde vom commandirenden Generale in Croatien, dem Grafen Petazzi, als geiſt- und talentlos, und gänzlich unfähig zum Kriegsdienſte, dem K. Hofkriegsrathe angezeigt. Nur mit Mühe und auf beſondere Verwendung des Fürſten-Staatskanzlers von Kaunitz, ſchickte man ihn endlich zu Browne nach Böhmen; drei Jahre darauf war ſein Name durch Europa erſchollen, trug er das Großkreuz des Thereſienordens und war Feldzeugmeiſter.

Krieg iſt Praxis, Frieden iſt Theorie, aber auf welche Art wird dieſe Theorie erworben, wie wird ſie begriffen und geſchätzt?

Der mittelmäßige Kopf und gewöhnliche Offizier, ſeines Dienſteifers wegen vorzugsweiſe „der gute" genannt, findet in der Erlernung des Reglements bald ſeine ganze Beruhigung; er ſitzt darüber Tag und Nacht, und jemehr er es aufwühlt in Grund und Boden, deſto unentbehrlicher wird es ihm und deſto lieber gewinnt er es. Das heilige Reglement iſt fortan ſeine Bibel und ſein Converſations-Lexikon, er ſpinnt ſich immer tiefer ein, er gebraucht es als Scheuleder gegen jedes unerwartete Dienſtereigniß, als Harniſch gegen Hieb und Stich von oben und als Zwangsjacke und Stachel nach unten. Und ſo wird er endlich ein ordentliches Genie der Kleinigkeitskrämerei, und weil er das militairiſche Buch der Bücher auswendig kann, wie einſtens Johann Scaliger den Homer und Pascal die heilige Schrift, ſo hat er die Pagina bei jedem Worte im Munde, ſo iſt er für

alle dienſtlichen Zweifel ein delphiſcher Dreifuß, ſo graſſirt er mit ſeiner Schulfuchſerei wie eine anſteckende Krankheit und wirbt immer mehr Pedanten, je höher er ſich hinaufſchwingt. Alles hat er während ſeiner dreißig Muſterungen erfahren und erlebt, was einem Soldaten begegnen kann, nur keine Schlacht, da ließe ihn ſein Schirm und Hort im Pfeffer, denn wo das Reglement, ſein eigentliches Element, nicht hinreicht, ſchnappt er wie ein Fiſch am Trocknen.

Das Wort iſt wenig und bleibt ſtumm, wenn der Geiſt, der es beſeelen ſoll, nicht ſpricht und verſtanden wird. „In ihrem wahren Geiſte ſollen die Elementarvorſchriften geleſen und durchdacht werden", ſo will es das Reglement, und dieſem Geiſte iſt kein Stillſtand, ſondern immerwährende Verjüngung bedingt. Starre, feſtſtehende Norm kann das Reglement nur auf gewiſſe Zeiten und in techniſchen und taktiſchen Verhältniſſen ſein, und da muß dem Worte allerdings ſeine Wichtigkeit bis auf höhere Wei-

ſung bleiben. Aber der Buchſtabe iſt ſo leicht zu befolgen; in jeder Lage des Lebens blättert man in dem Katechismus, und ohne zu denken, ohne ſelbſtſtändig handeln zu müſſen, braucht man nur der Naſe nach zu gehen, um einer auszuweichen. Im Kriege iſt das freilich anders, da heißt es ſeine beſten Augen aufmachen und die höchſteignen Ohren ſpitzen und der Soldatengeiſt erwacht; im Frieden aber bringen es endlich Gewohnheit und Dienſt ſchon mit ſich, daß Jeder — mehr oder weniger — ſo ein Kreuzerkomödiant wird, und man ſich vor dem verdammten Haarzopf nicht genug wehren kann. Den furchtbarſten Fluch der Pedanterie verhängt übrigens die Aengſtlichkeit eines Vorgeſetzten über uns; da jagt ein Befehl den andern und es iſt ein ordentliches Wettrennen von Verhaltungen und Aus- und Abſtellungen, da wird beſtimmt und widerrufen und erinnert und bezogen und erläutert und ergänzt; die Protokolle häufen ſich, das Archiv, die Regimentsliteratur wächſt an, wird eine Wiſſenſchaft für ſich, eine

eigne Scholastik, ein militairischer Pandektenwust, an dem wir Alle, wie an einer Leimspindel, hängen.

Und ist solch eine Geistesknauserei, solch eine moralische Verprüglung, solch ein erbärmliches Paradefieber im Stande, dem militairischen Geiste Aufschwung zu geben?

Aber gehen wir über zum talentvollern Offizier, zum fähigern Kopf, von einer gewissen Partei der „Federfuchser" genannt, ein Beiname, den Franz von Sickingen erfunden und in Umlauf gebracht haben soll. Der „deutsche Soldat" hat es bereits ausgesprochen, wie geringen Werth für unsern Stand ein Wissen haben kann, daß auf Kosten nöthigerer Kriegereigenschaften erworben wurde, aber er enthält sich kaum eines lauten Spottes, wenn er sieht, mit welcher naiven Einfältigkeit manchmal ein junger Offizier (selbst von Vorgesetzten) beurtheilt wird, der seinen lebhaften, wißbegierigen Geist ernsthaft zu beschäftigen trachtet. Ist er nun in der Subordinations-Leibeigenschaft eines sol-

chen Menſchen, der ſeinen Verſtand ſogar in der Monturs-Commiſſion gefaßt zu haben ſcheint, ſo muß er ordentlich heimlich ſtudiren, bei verſchloſſenen Thüren arbeiten, wie ein Falſchmünzer und in der Nacht ſeiner Muſe dienen, wie die verfolgten Chriſten dem Heilande. Man ſollte freilich glauben, daß man es einem Offizier nicht übel nehmen kann, der nicht blos Tabak raucht, ſondern auch dabei etwas Geſcheites lieſt.

Aber wenn er ſich nun jahrelang in den Gebieten militairiſchen Wiſſens herumgetrieben, und manche Freude ſeiner Jugend dem Studium geopfert hat, ſieht er ſich weiter und weiter von ſeinem Ziele entfernt. Der Augenblick, in dem ſein mühevoll geſtreuter Same aufgehen könnte, erſcheint nicht, er hört nur täglich von den ältern Kameraden, daß die ganze „Bücherbüfflerei" vor dem Feinde keinen Laib Commißbrot werth ſei, und er wird endlich inne, wenn er ſich mit ſeinen Gefährten vergleicht, daß er im Frieden nicht nur kein höheres Verdienſt haben

kann als ſie, ſondern daß er ihnen vielleicht ſogar nachſteht in der Fertigkeit des innern Dienſtes und in der Geſchwindigkeit des pedantiſchen Rathſchlages, und daß deshalb ſeine Conduite-Beſchreibung einiger zweideutiger Noten nicht ermangelt. Da fällt ihm der Muth, und es bemächtigt ſich ſeiner jene Unzufriedenheit, jener Mismuth, der unſer beſtes Lebensmark verzehrt und uns die alltäglichen Handwerkpflichten unſerer Zunft ſo langweilig, verdroſſen und ungeduldig widerwillig ſchleppen läßt, bis uns der Penſionsbogen aus dem Fegfeuer errettet.

Von den geiſtig und leiblich Indolenten, die auf Urlaub dienen und in der Garniſon ſo gut wie auf Urlaub ſind, wie von jenen prächtigen Zierpuppen, die keinen andern Werth als ihre Schönheiten haben, und zu nichts weiter taugen, als von Zeit zu Zeit als Prachtexemplare vorgewieſen zu werden, mit einem Worte, von den Drohnen und Schmetterlingen unſers Standes, will der „deutſche Soldat" gar nicht ſprechen.

Und ſo dorren und ſinken ſchwache und kräf-

tige Naturen ein, weil uns der Geiſt des Kriegerſtandes verloren gegangen iſt, weil wir den ſchönen Enthuſiasmus nicht mehr begreifen, weil wir dies Zauberwort vergeſſen haben, daß alle erſtarrten Kräfte weckt, das plötzlich ein echtes Kriegerleben und Weben in uns gießt, das unſere Pflichten im hellſten Glanze nennt, das einerſeits ein pedantiſches Kryſtalliſiren verhütet und uns andererſeits geduldiger eine beſſere Zeit erwarten läßt.

Enthuſiasmus im Krieg und Frieden.

Und hängt kein Kreuz an deinem Rock,
Dich adelt auch der Krüppelſtock.
Landwehrmannslied.

Unter Soldaten-Enthuſiasmus verſteht man weder den Fahnen-Jubel liederlicher und der Schule deſertirter Studenten, noch das weinerliche Rekrutengejauchze beim Abſchiede von Dorf und Dirne, noch das Gebrüll all' der Bierhelden, die Sonntags im Wirthshauſe über dem Chorus: „Es lebe hoch der Kriegerſtand!" den Zapfenſtreich verhören; Soldaten-Enthuſiasmus iſt vielmehr die innerſte Ueberzeugung, daß nicht Uniform und Trommel den Krieger machen, ſondern das Gefühl ſeiner Würde und ſeiner unangetaſteten Ehre; nicht der ſinnloſe Standeshochmuth und das Blindfeuern am Exercirplatze, aber der beſeligende Stolz im Gedenken

ſeiner höhern Beſtimmung, im Bewußtſein und in der Kenntniß ſeiner heiligen Pflichten. Und fürwahr, was ſind wir ohne dies eine Wort? Puppen im Frieden, Maſchinen im Kriege. Ohne den Geiſt unſers Standes iſt der Korporalſtock unſer Palladium; für ſechs Kreuzer werfen Tauſende nach dem Commandowort die Köpfe und marſchiren und halten, und für ſechs Kreuzer hungern und dürſten und entbehren wir und laſſen die Kartätſchen in unſere Reihen ſchlagen.

Wir können den Zweck des Soldatenſtandes nicht beſſer und genauer bezeichnen, als es die Reglements, faſt überall, mit folgenden Worten thun: „Für das Vaterland und den Monarchen fechten und ſterben.“ — Und für mühevollen Kampf und für ſchmerzvoll einſames Verbluten iſt unſer Lohn vorerſt nur das Bewußtſein, unſere Pflicht erfüllt zu haben. Aber das iſt eine Idee, und um ſie ſo zu würdigen, daß ſie uns für wirkliche Güter entſchädigt, daß ſie uns das unbeſchworene Gelübde der Armuth vergütet,

dazu brauchen wir Enthusiasmus. Ja, wir brauchen diesen edeln und adelnden Gemüthszustand im Leben und im Tode, und im Frieden wie im Kriege. Er soll uns, jüngere Soldaten, die wir dem Vaterlande noch nicht jenen Tribut abtragen konnten, den andere Stände durch Thätigkeit und Eifer, wir nur mit unserm Herzblut bezahlen, er soll uns, Ruhmverwaiste, zur Hoffnung ermuthigen: es müsse noch die Stunde kommen, die unsere ganze Seele mit dem edelsten Ehrgeize erfüllen darf. Und wenn der ersehnte Augenblick auch nie erschiene, wenn wir bestimmt wären, ruhmlos zu vergehen, so wird uns der Enthusiasmus doch einst (als Friedens-Veteranen) mit dem ruhigen Bewußtsein aus den Reihen der noch dienenden Kameraden abtreten lassen: das Unsrige treu und redlich gethan zu haben. Und ist endlich die sechzig- oder siebenzigjährige Erden-Capitulation ganz und gar ausgedient, so mögen uns die glücklichern, einer schönen Zukunft entgegensehenden Kameraden immerhin eine letzte Ehre erweisen,

wie ſie eigentlich mit vollem Rechte nur Demjenigen gebührt, der dem Tode in der Schlacht ins Angeſicht geſchaut, denn auch wir haben den Scheidegruß verdient, den ſie uns ins Grab nachdonnern.

Wer aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den Kriegerſtand übertritt, der ringt ſich los von allen beſonderen Intereſſen, die ſich ſonſt um ihn bewegten; denn ob er auch ſeinem Vaterlande dient, iſt doch der Regent ſein Herr. „Vaterland", ſagt ein antiker Redner, „alle Güter und Reize des Lebens begreift es in ſich, Vaterland iſt Freiheit und Glück und ſüß iſt es, dafür zu ſterben." In Rom und Griechenland war Bürger und Krieger eins, auf Vaterland und Freiheit bezogen ſich der Heere Tugenden; heutzutage iſt der Soldat vor Allem der Sklave ſeiner Ehre und dieſe bindet ihn ohne Klauſel an ſeinen Schwur. Durch das Wort des Regenten ſpricht das Vaterland mit ihm; er hat keine politiſche Meinung mehr und keinen Willen, er kennt kein anderes Gebot als

das ſeiner Obern, ihm iſt der Dienſt das erſte und wichtigſte Geſchäft, und — gleich den Trappiſten, ſpricht er nur die Worte ſeiner Disciplin.

Wie auch die Völker einer Monarchie durch Verfaſſung und Religion, durch Sitte und Sprache einander fremd ſein mögen und „im Kriegsvolk mancher ſeltzamer Mutter Kind zuſammenfleußt", Eine Fahne vereint ſie zu Einer Maſſe; Ein Schwur verbindet ſie unter Ein Geſetz und all' die verſchiedenen Nationen ſind endlich Soldaten ein und deſſelben Namens.

Es mag ſchön ſein, für theure Güter der Menſchheit zu ſtreiten, für unterdrückte Rechte, für die Freiheit, oder für den Glauben; aber dem Soldaten wird der Wille ſeines Monarchen zur heiligſten Sache, ihn kümmert kaum die Urſache des Kampfes, Recht oder Unrecht unterliegt nicht ſeiner Entſcheidung, und er iſt zuerſt Soldat, dann Landsmann, Sohn oder Bruder. Sein Eid bindet ihn an das geſalbte Haupt des Herrn, für ihn fechtet er, unmittelbar für ihn und die Ehre

seiner Fahne, bei ihr zu fallen ist sein Stolz, deshalb kämpft er überall und gegen jeden Feind für eine große und heilige Idee. So stritt der Marschall von Sachsen im Dienste seines Königs gegen das Interesse seines eigenen Bruders, so kämpften die beiden Braunschweig in der Schlacht bei Sorr hartnäckig um die das Treffen entscheidende Anhöhe, und bei Fontenay schlugen sich Franzosen und Engländer, ohne kleinlichen Nationalhaß, mit gegenseitiger Anerkennung und Verehrung ihrer Tapferkeit, ja mit aller Rittersitte eines mittelalterlichen Turniers, nur für die Ehre ihrer Waffen. Liegt nicht darin der von allem selbstischen Interesse freie, echt militairische Geist? Wer es befohlen, der mag es verantworten, wir stehen fest im Feuer der Geschütze, die Trompete schmettert und wir hauen ein.

Damit also der Soldat nicht bloße Maschine sei und sich tödten lasse wie der Asiate, sind solche hohe Ideen sein höchstes Eigenthum geworden. Er hat nichts, wenn er seinem Stande

nicht ganz und gar, mit Leib und Leben, auf Gut und Blut angehört; er iſt nichts, wenn ihn ſein ſtolzes Selbſtgefühl nicht über alle andern Stände hebt; es bleibt ihm nichts, wenn er nicht ſeine Ehre als theuerſtes Kleinod hält; ſeine Exiſtenz wird ihm zur Plage und der Tod auf dem Schlachtfeld zum Unglück, wenn er nicht mit Exaltation dient, ſeinem Stande mit Enthuſiasmus lebt und für des Kriegers höchſte Güter mit Begeiſterung ſtirbt.

Geſtrenge Sprachfeger, die im „Enthuſiasmus" (Anhauch der Gottheit) nichts als die fremde Bezeichnung für Begeiſterung ſehen, dem „deutſchen Soldaten" aber den Ausdruck, der griechiſchen Abkunft wegen, gerne verzeihen, greifen ihm vielleicht die „Exaltation" als latinogallomaniſchen Baſtard an und wiſſen ſie nicht anders zu verdeutſchen als durch „Ueberſpanntheit", oder „unpraktiſche Schwärmerei". Solcher Herrn Puriſten willen ſei es dem „deutſchen Soldaten" vergönnt, dieſe Ausdrücke im militairiſchen Sinne zu beſtimmen:

Unter Exaltation versteht der Soldat den über Gefahr und Hinderniß blind hinwegblickenden Thateneifer, unter Begeisterung die unsere ganze Individualität plötzlich entflammende Thatensehnsucht, unter Enthusiasmus die den Moment überdauernde Thatkraft. Exaltation ist jener heiße Gemüthszustand, der den Soldaten fähig macht sich von allem Gemeinen und seines Standes Unwürdigen loszusagen, selbst dem Gewöhnlichen und Alltäglichen ein energisches Aufwärtsstreben zu verleihen und alles Thun und Lassen seiner Pflicht von einem höhern Lichte verklärt zu sehen. Begeisterung ist der plötzliche unwillkürliche Aufschwung zu den höchsten Ideen des Kriegerthums, die gesteigertste Seelenthätigkeit während eines großen Augenblickes, der dauerlose Siegesjubel des dauerlos freigewordenen Geistes. Enthusiasmus endlich ist die vorzugsweise geistige Auffassung alles und jedes Kriegerwesens, ein hochherziger Rittersinn im Leben, eine unerschütterliche Pflichtfreudigkeit bis in den Tod.

Wir enthusiasmiren uns über Zweck und Bestimmung unseres Standes, wir mögen uns exaltiren selbst im Spiel des Krieges, wenn Kanonen donnern und die türkische Musik erschallt, aber begeistert sind wir im Augenblick des wirklichen Kampfs, bei Sturm und Attaque. Heldenbeispiele enthusiasmiren zur Nachahmung, ein ausbrechender Krieg exaltirt zum Aufwande aller physischen und moralischen Kraft, der Gedanke: in der Schlacht zu fallen begeistert zu Furchtlosigkeit und Todesverachtung. Wenn Gneisenau vom alten Blücher sagte: „Sein Vorwärts blitzt in seinen Augen und schlägt in die Herzen seiner Soldaten ein", so war er exaltirt; wenn die edlen Magyaren auf dem Reichstag zu Preßburg ihre Säbel zogen und riefen: „Laßt uns sterben für unsern König Maria Thereſia!" so waren sie begeistert, und wenn Rüdiger von Stahremberg, während der Belagerung von Wien, durch Genie, Heldenmuth, religiösen und patriotischen Eifer, mit übermenschlicher Anstrengung, den Türken zwei

Monate trotzte, so war er vom herrlichsten Enthusiasmus beseelt.

„Ich scheide fröhlich, da ich weiß, daß der unversöhnlichste Feind meines Glaubens und meines Kaisers mit mir gefallen!“ rief der exaltirte Pappenheim im Sterben, als er den Tod Gustav Adolf's erfuhr. „Mit mir, wer seinen König liebt!“ rief der begeisterte Schwerin, als er vor seinem Heldentod bei Prag die Fahne ergriff und gegen die feindlichen Kanonen stürmte. „Leopold sieht nicht von Weitem zu, wenn seine Ritter für ihn sterben“, sagte der enthusiasmirte Habsburger bei Sembach, indem er das östreichische Banner aus der Hand des gefallenen Ulrich von Aarburg nahm.

Exaltation ist jugendkräftige, unwiderstehliche Ueberwältigung des Gewöhnlichen; Begeisterung der schöne Rausch des Genius, der momentan zur Flamme aufprasselnde Funke des Geistes; Enthusiasmus das höhere Ehrgefühl eines gediegenen Charakters, die zu Thaten spornende Zuversicht des Mannes. Exaltation ist die gei-

ſtige Schutz- und Trutzwaffe der Reiterei; Begeiſterung überkommt dem Krieger in der Schlacht: dem Fahnenträger bei dem ihm anvertrauten heiligen Pfand, dem Befehlshaber, wenn er ſeine Leute zu Sieg oder Tod ermahnt, der Truppe, wenn ſie das Bajonnet fällt und im Sturme ruft: „Die Garde ſtirbt, aber ergibt ſich nicht!“ Enthuſiasmus hingegen gebührt jedem Soldaten, durch alle Grade und Chargen, für alle Zeiten und Gelegenheiten und im Krieg und im Frieden; er iſt nur die verlängerte und gemilderte Begeiſterung vereint mit der überlegenden und angewandten Exaltation; er iſt das eigentlich moraliſche Element des Soldaten und jener höhere Aether, bis zu welchem er ſein Haupt erheben ſoll.

Und ſolcher geiſtigen Poeſie gegenüber ſteht die ſpießbürgerliche, hausbackene Proſa unſers jetzigen Thun und Treibens, und der lange Friede ſchleppt auch den Fluch nach ſich, daß alle ſchöneren Ideen faſt verpönt unter uns ſind, daß diejenigen, die dem alltäglichen Schlendrian ent-

ſpringen möchten, als Schwärmer und Rappelköpfe verlacht werden. Das Alter, mit ſeinen glorreichen Erinnerungen, ſieht geringſchätzend auf die Jugend herab und dieſe, mit den paar durchgelaufenen Schulen, dünkelhaft zu ihm auf; aber bei beiden iſt die höhere Harmonie unſers Standes im täglich abzuleiernden Frohndienſte verklungen. Leider ſcheint der Enthuſiasmus überhaupt aus einer Welt gewichen, die durch Maſchine und Dampf regiert wird, in welcher nur Mechanik und Technik einigen Werth gewinnen und man bei neuen Ideen nüchtern fragt: was bringen ſie ein? Nüchtern wird die Jugend erzogen, weder Geiſt noch Gemüth wird ergriffen und der Verſtand nur wie ein Gimpel abgerichtet, um ſich das Futter heraufzuziehen. Was ein jugendliches Herz bewegen ſollte: der Ehrgeiz, die Ruhmbegierde, das Beiſpiel der Voreltern, die Liebe zum Vaterlande, all das geht ungefühlt an ihm vorüber. Und ſelbſt im Genuß des Lebens kennt das heutige Geſchlecht keine Kraft, keine Energie und — wenn man

Jokeys, Postillons und Jäger ausnimmt — keine wilde, brausende Jugend. Die Bessern sind nur wohl- (auch un-) gezogene, glatt- und plattgeschleckte junge Herren, etwas greisenhaft im Denken, ziemlich vorsichtig im Handeln, sehr friedlich, sehr haushälterisch, laster- und leidenschaftlos, die sich — wie es die Frau Mama befohlen — hübsch das Brüstchen einwickeln, wenn ein Luftzug weht, die mit den Hühnern schlafen gehen müssen, um frühmorgens bei der Vergatterung ihren Kaffee trinken zu können, die bei jeder Liebschaft an den Doctor denken und einen ehrlichen Rausch mehr fürchten als das Fieber.

Das sind recht fleißige Hofräthe, unermüdliche Acten-Wiederkäuer, pünktliche Präsidenten, die sich nach dem Gabelfrühstück ins Bureau räuspern und erst zur Essensstunde wieder nach Hause hüsteln; das sind vielleicht prächtige Erblandhofleibschüssel- und Schlüsselträger, gefällige Capitalisten (diese Alchymisten der neuesten Zeit), das sind Nacht- und Zionswächter, Di-

plomaten, Prälaten und Advokaten, aber keine Soldaten. Blut muß der Soldat haben, wenn er es gern verſprützen ſoll, Kraft muß ihm klopfen in den Adern, Feuer und Energie zucken in jedem Nerven, Geſundheit ſtrotzen im Kopf und Herzen, mit einem Worte: jung muß er ſein und bleiben weit über das Grauwerden hinaus und bis zur erſten Kugel, die ihm zur letzten wird.

Hat er dann Leidenſchaften, deſto beſſer! Leidenſchaften ſind moraliſche Wetter, ſie ſtürmen, ſie ſchlagen ein, ſie ſtürzen um, aber ſie fegen, ſie reinen, ſie räumen auf, ſie elektriſiren unſere ganze Natur und machen ſie fähig das Höchſte zu leiſten, und am Ende dämmt und beherrſcht ſie doch ein eherner Wille und die Vernunft bringt Alles wieder ins Geleiſe der Ordnung.

Der Enthuſiasmus für unſern Stand iſt deſſen eigentlichſte Seele, der Geiſt, der im Feldherrn lebt und webt, „gewaltig reißt er wie Sturmeswehen auch den unterſten Reiter mit“. Dieſen Geiſt zu wecken, zu beleben, zu bewah-

ren, ist das große Talent der Obern, und welcher gediente Soldat hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß sich selbst Charakter und Temperament der Vorgesetzten auf ihre Untergebenen fortpflanzen. Das Ideal eines Obersten wird stets Derjenige sein, der wirklich der ausgezeichnetste Offizier seines Regiments ist; aber sei er selbst talentlos, tadelnswerth, matt oder pedantisch, der Dienst bringt es mit sich, daß wir ihm dennoch die schuldige Achtung, den unbedingtesten Gehorsam leisten und überall hin folgen müssen, wie ja einst die römischen Soldaten sogar einem Büschel Heu. Deshalb wirkt sein Beispiel so ansteckend auf alle Glieder des Regiments; ein Schreckenssystem gründet er bis zum letzten Corporal, sobald er selbst tyrannisch herrscht; nichts Wichtigeres gibt es für eine Truppe als den Kamaschenknopf, wenn ihr Commandant einer ist, das frischeste Regiment schläft endlich ein, wenn es von einer Schlafmütze befehligt wird; aber ein lebendiger Athem weht durch ein ganzes Heer, sobald der bele-

bende Hauch vom Feldherrn ausgeht. Wer kennt nicht den greisen Marschall über den Alpen? In seiner Nähe darf Niemand feiern, Pedanterie ist ihm ein unbekanntes Wort, Ruhe und Stillstand nennt er Tod, immerwährendes Wirken und Schaffen — Leben, und trotz seiner achtzig Jahre blickt ihm noch Jünglingsfeuer aus den Augen und wirft elektrische Funken in die Herzen der ihm untergebenen Offiziere und Soldaten.

Und wie war es im östreichischen Heere, im Jahre Neun, in der Zeit eines allgemeinen Enthusiasmus? Des geliebten Feldherrn gewaltiger Kriegergeist pflanzte sich fort von Mann zu Mann; siegen oder sterben war der nnausgesprochene Schwur jedes Einzelnen; mit klingendem Spiele wie zur Parade, defilirten die Regimenter in die Schlacht und mit Vivatgejauchze in den Tod.

Es wurde in frühern Zeiten mehr dafür gethan, den Kriegergeist im Heere wach zu erhalten und besonders war es Maria Thereſia —

der würdige Habsburger — die seine Wichtigkeit erkannte. Als ihre Armee unter dem tapfern Khevenhüller in Baiern stand, schickte sie ihr Portrait mit dem des kleinen Erzherzog Joseph den braven Truppen zum Geschenke. Der Commandirende ließ dasselbe mitten im Lager aufstellen; da schaarten die Soldaten sich in großen Haufen um das wunderschöne Bildniß und warfen die Hüte in die Höhe und küßten ihre entblößten Säbel und erfüllten die Luft mit Freudengeschrei, für so eine Engelskönigin sterben zu können.

Die prosaische Gegenwart hält weniger auf dergleichen enthusiasmirende Mittel; wenn sie Geld kosten, fallen sie selbst im äußersten Nothfall durch, und zur Kriegszeit wird der Geist ohnedies mit den Feldkesseln und Zelthaken aus den Regimentsmagazinen der Mannschaft hinausgegeben. Ein gewisser General (Gott hab' die Kutscher-Seele selig!), der seine Commißnatur selbst im Vorzimmer, das er durch so viele Jahre als Caligula beherrschte, nicht abschüt-

teln konnte, pflegte zu ſagen: „Was Geiſt! Wenn ein Feldzug auskommt, gibt man der Armee eine Gratislöhnung, ſo iſt der Geiſt da.“ Der Großmogul aller Perückenſtöcke, der in ſeinem ganzen Leben kein anderes Kriegstheater betreten haben mochte als das der Komödie und die Wachtfeuer höchſtens aus dem Wallenſteiniſchen Lager von Schiller kannte, hat wol niemals die leiſeſte Ahnung gehabt, daß unſer ganzes Dienſtreglement auf Erweckung des militairiſchen Geiſtes zielt und auf dieſen gegründet iſt.

Wie feierlich und erhebend iſt nicht ſchon der Muſterungs-Schwur (im Weſentlichen faſt noch derſelbe wie vor dreihundert funfzig Jahren unter Kaiſer Maximilian). Dem venetianiſchen Dogen wurde ſein Eid jeden Monat vorgeleſen. Dem Soldaten wird er alljährlich wiederholt, aber nicht weil man der Kriegerehre nur für zwölf Monate Glauben ſchenkt, ſondern weil der Kriegergeiſt von Zeit zu Zeit aufgefriſcht ſein will; weil wir das Wort nicht ver-

ſchlafen ſollen, ſondern uns aufrichten an deſſen Sinn; weil man der Truppe ihre hohe Beſtimmung niemals genug im hellen Lichte zeigen kann und ſich im allgemeinen, einmüthigen Gelöbniß Einer begeiſtern und entflammen wird am Andern.

Die ſtolz, frei und freudig flatternde Fahne iſt das Symbol der Kriegerehre des ganzen Truppenkörpers; wir ſehen auf zu ihr wie zu einem Heiligthume, ſie zieht uns voraus in Schlacht nnd Tod und wer zu ihr ſchwört, der ſchwört nur zu ſeiner eigenen Ehre. Zur Zeit der Landsknechte ſtrafte der Fähnrich nie, aber hatte das Recht Fürbitte für den Soldaten einzulegen, damit dieſer Liebe und Verehrung für ſeine Fahne hätte.

Hans Flemming (in ſeinem vollkommenen deutſchen Soldaten) erklärt die Ceremonie des Schwörens folgendermaßen: „Die ausgeſtreckte Hand bedeutet Gott ſelbſt, die drei erhobenen Finger nennen die Dreifaltigkeit, die zwei geſchloſſenen: Seele und Leib des Menſchen.“

Und Seele und Leib weiht der Soldat ſeiner Fahne, und Leib und Seele gibt er für ſie und ſeine Kriegerehre, und Gott ſieht zu.

Und wer ſeinen Schwur bricht, der höhnt den Gott, auf den er mit den erhobenen Fingern gedeutet, der ſoll treulos und geſchändet ſtehen im Angeſichte all ſeiner Kameraden, in deren Gegenwart er ſich der Ehre verlobt, und deshalb wurde ſonſt der Meineid mit Abhauung der Finger beſtraft.

Und wie oft man auch den heiligen Schwur ſchon abgelegt haben mag, es muß jedesmal wieder Herz und Gemüth begeiſtern, die heißeſte Sehnſucht nach That und Gefahr hervorrufen, ein freudiges Gefühl der Verbrüderung erwecken, ein Zuſammenſtehen auf Noth und Tod, eine ſtolze Zuverſicht auf Erfolg und Sieg: wenn man all die ernſten Geſtalten ſieht, baarhaupt, mit hoch emporgeſtreckter rechter Hand und man die lauten und feſten Stimmen vernimmt: „ſo wie es braven Kriegsleuten zuſteht mit Ehre zu leben und zu ſterben.“

Beschämend ist es für unsere Jugend, daß sie im Ethusiasmus weit hinter den Veteranen der Kriegszeit (wir haben auch schon Invaliden des Friedens) zurückbleibt. Bequemlichkeit, Sorglosigkeit und Trägheit lassen diese ausgerauchten, kaltwarmen Speculanten-Seelen noch vor der Arbeit nach Ruhe seufzen und — jedem Ehrgeiz, jedem Anspruche auf höhern Wirkungskreis entsagend, erwarten sie kaum die Hauptmannscharge, um ihre lügenhaften Krankheitsgeschichten zu beginnen. Dann wird endlich der Waffenrock aus- und der Bürgerkittel angezogen, und in sechs Wochen zeigt höchstens der vorschriftmäßige Backenbart noch, daß sie jemals etwas Anderes in der Faust geschwungen als den Regenschirm.

Nicht so die Altmeister unsers Handwerks, die Kugeln pfeifen gehört und nun von der Musik nicht mehr lassen können; in ihnen glimmt der Kriegergeist erst mit dem letzten Lebensfunken aus, und sie bleiben trotz dem Stelzfuß Soldat, bis der Tod selbst ihnen den Zapfenstreich schlägt.

Wo eine Wache abgelöſt wird, wo immer die türkiſche Trommel ſchallt oder eine Kanone kracht, da iſt der alte Schwedenkopf mit verklärtem Angeſicht dabei. Der „deutſche Soldat" kannte einen achtzigjährigen, langpenſionirten Cavallerieoberſten, der kein Exerciren der Garniſon verſäumte und jedesmal in ſeinem unmodiſchen Wagen auf das Marsfeld fuhr. Alle Bewegungen, ſchlecht und recht ausgeführt, fand er unvergleichlich; aber wenn zum Angriff geblaſen ward, richtete ſich der alte Held auf, die weißen Locken flatterten im Winde, das Auge glühte, und wenn die Trompeten zuſammen ſchmetterten und der Choc losbrach, ſchwang er den Krückenſtock vor ſich in die Bedeckung und in das allgemeine Geſchrei ſcholl ſein jubelndes Marſch! Marſch!

Auf Enthuſiasmus gründet ſich das ganze Thun und Laſſen unſers Standes und wehe dem Heer, in welchem er von verknuſteten Pedanten überſehen und von erbärmlichen Witzlingen verſpottet wird. Der Enthuſiasmus ſoll

uns leiten vom Cadeten-Portépée bis zum Penſionsrock, und wenn die Zeit ſo matt iſt, daß er uns zu nichts Großem zu ſpornen vermag, ſo ſoll er uns wenigſtens das kleine nüchterne Tagwerk erheben. Große Gelegenheiten und wichtige Momente erziehen auch die Mittelmäßigkeit zu etwas ausgezeichnetem, wie ſo viele franzöſiſche Marſchälle beweiſen, die ohne die Revolution gemeine Chaſſeurs und Seelen geblieben wären; aber aus dem Gewöhnlichen und Alltäglichen das Kleinliche zu verſcheuchen und in das Unſcheinbare einen gewiſſen Geiſt zu bringen, das bezeichnet den höhern Menſchen. Der Enthuſiasmus für unſern Stand wird uns die einförmigen, ermüdenden Beſchäftigungen des Hausdienſtes und der einzelnen Abrichtung als etwas Nöthiges ſchätzen lehren, aber verhüten, daß der Geiſt darin verſieche; er wird uns keine Mühe ſcheuen laſſen, uns zu bilden und uns immer mehr vorzubereiten für den Augenblick, da Vaterland und Monarch unſere beſten Kräfte fordern, aber er wird uns bewah-

ren vor dem dumpfen Schachte einer nutzloſen Vielwiſſerei, viemehr uns auf der Oberfläche des heitern, werkthätigen Lebens erhalten. Tröſten wird er uns, wenn unſere Eigenſchaften und Leiſtungen nicht den gehofften Anwerth finden und wir unerkannt in der Maſſe verkümmern; ermuthigen wird er uns — ohne Neid das ſchnellere Fortkommen einzelner Kameraden zu ſehen; ſtärken wird er uns zum getreuen Ausdauern in unſerer Pflicht und ſollte auch unſere ganze Belohnug für alle die Opfer einer langen Dienſtzeit, wie bei den Chineſen, eine Pfauenfeder ſein.

Kriegerehre.

Der Kriegsmann muß ein Ehrenmann ſein.
K. Dienſtreglement.

„Der Soldat", ſagt Hans Friedrich von Flemming, „muß nicht weibiſch ausſehen, ſondern furchtbar, von ſchwarzbraunem Angeſicht, ſchwarzen Haaren, mit einem ſtarken Knebelbart, nicht leicht lachen oder freundlich thun." Bei den Portugieſen beſteht ſogar ein eigenes Commandowort für das wilde Geſicht, das dem Feinde beim Angriff geſchnitten werden ſoll, und es iſt daher muchissima fiera (das allerwüthendſte Geſicht) ſo zu ſagen das Marſch Marſch der Phyſiognomien, das Einhauen der Grimmaſſen. Wer erinnert ſich dabei nicht der Schreckfratzen „des Volks der Mitte", mit welchen es die „rothköpfigen Barbaren" in die Flucht treiben wollte?

Ob ſolche martialiſche Poſſen jemals woanders als in der Kinderſtube einen Sieg errungen haben, ſteht zu bezweifeln, aber ſo viel ſcheint gewiß — mögen wir auch noch ſo ſpatzenſchreckeriſch und nikolausſpukartig ausſehen — ohne jenen belebenden Prometheusfunken des Kriegergeiſtes ſind wir nicht viel beſſer als irgend andere Drathpuppen mit Bratſpießen an der Seite, er allein macht die Livrée zum Ehrenkleid, und ohne ihn iſt das ganze Getrommel und Säbelſchäppern unſers Standes um keinen Groſchen mehr werth als das Bühnen-Manoeuvre der zwölf Mädchen in Uniform.

Neben dem Enthuſiasmus, dem Geiſte alles Kriegerweſens, ſteht die Ehrliebe als deſſen Seele. Das Gefühl einer unbefleckten Ehre, das Bewußtſein, einem Bunde anzugehören, deſſen Glieder, wie einſt im kräftigen Ritterthume, vor Allem nicht die Ahnung eines Schimpfes auf ſich dulden, das läßt den Soldaten ſtolz den Kopf erheben. Sei er einer Zigennerhütte entſprungen, habe er aus dem elterlichen Hauſe

auch kein anderes Vermögen zur Muskete gebracht als geraden Sinn und gerade Glieder, ſobald er die Hand auf die Fahne gelegt und ſeines Fürſten Rock über die Haut gezogen hat, macht nur der militairiſche Rang den Unterſchied, ſonſt aber ſteht er gleich mit dem hochgebornen Sprößling ſeiner Excellenz, faßt dieſelbe Gebühr wie das edelgeborne Bürgermeiſter-Söhnlein und das wohlgeborne Stadtkind, das „die Mützenfabrik, und von der Großmutter den Kramladen und die zwanzig Stückfaß Wein erbt", ja er iſt nur überhaupt geboren und „hat er's zum Corporal erſt gebracht, ſo ſteht er auf der Leiter zur höchſten Macht."

Pizzaro, natürlicher Sohn eines armen Edelmanns, ſoll Schweine gehütet haben, ehe er Soldat wurde, und endlich Eroberer und Statthalter von Peru; ein Schneidergeſelle war der treffliche Derfflinger, ein Poſtillon der ſpaniſche Feldmarſchall Beck; Aldringen, Johann von Werth, Ferenberger von Auer, der heſſiſche kleine Jakob, der ſchwediſche Stahlhanns wußten ihre

Herren Papas kaum zu nennen; Donat Heisler und Dünewald waren ebensowol Kinder der Liebe als des Glücks, und selbst Tilly und Wallenstein stammten nur von geringem und armem Adel.

Dennoch dienten all die erwähnten Helden kaum über den dreißigjährigen Krieg hinaus und zu einer Zeit, in welcher den Bürgerlichen eine viel weitere Kluft von den höhern Militairstellen trennte, als heutzutage; aber eine große Epoche bringt es mit sich, daß jede gewaltige Kraft Raum und Bahn findet aus der Dunkelheit ans Licht zu treten, und wer waren zu Anfang unsers Jahrhunderts die Marschälle Frankreichs, die auf dem Pferde, gleich Kunstreitern, zugeworfene Kronen und Scepter auffingen und — lange genug damit gaukelten?

Der Soldatenstand ist der einzige, der unter keiner Bedingung Ehrlosigkeit erträgt. Ein Kaufmann mag immerhin die Grenze der Gewinnberechtigkeit bis zum Uebervortheilen ausdehnen; ein Beamter — wie Fallstaff — die Vorsicht

den beſſern Theil der Tapferkeit nennen; ein Miniſter Karten- und Taſchenſpielen gleich pfiffig verſtehen und ein Edelmann Manches geduldig einſtecken was der Geber niemals zurückverlangt; die öffentliche Meinung wird ſie brandmarken, man deutet vielleicht mit Fingern auf den Betrüger, auf den Feigling, auf den Glücks- und beſchimpften Ritter; aber es bleibt doch Jeder was er iſt, nicht weniger geſpreizt und bekreuzt als früher und behält Firma, Amt, Palaſt und Wappen. Anders iſt es mit dem Offizier, der kleinſte Fleck, ja ein ſchmählicher Verdacht reichen hin um ihm die Degenquaſte abzuknüpfen für immer, denn der Soldat und die Jungfrau haben nichts Heiligeres zu verlieren als ihre Ehre und ſchon der Schein raubt ſie.

Wie viel Vorurtheile und erſt von ſpäterer Bildung als Laſter erklärte Neigungen im Mittelalter und zur Zeit der „frommen Landsknechte" auf unſerm Stand gelaſtet haben mögen, und wie verſchieden die Begriffe damaliger Finſterniß von denen der Gegenwart waren: das was

man als Ehre anſah, wurde ſtets als das feſteſte Band, als das koſtbarſte Kleinod und innerſte Lebensprincip alles Kriegerweſens betrachtet. Wer dieſe Ehre verletzte, der wurde zu Schelm und Schanden gemacht und ehrlicher Fehde unwürdig, aus der Ritterſchaft oder dem Fähnlein geſtoßen. Auf einem Düngerhaufen ſchnallte man dem „Schalk und Lügner" den goldenen Sporen ab und zerbrach ihm Schwert und Lanze; dann löſchte man ihm das Wappen, hieb ſeinem Hengſte den Schwanz ab und ließ ſein Schild, an den Schweif einer ſchlechten Mähre gebunden, durch den Koth ziehen. Dieſe Schmach (Caſſation cum infamia) traf den Ritter, wenn er meineidig oder feldflüchtig geworden, edle Frauen gewaltſam entehrt, Witwen und Waiſen beraubt, oder gegen den Feind unehrlich gehandelt hatte. Wer wider Kirche oder Kaiſer fehlte, durfte nicht mehr in die Schranken reiten und war ihm Waffentragen und „jedwedes adelige Handwerk" auf immer verſagt.

Nach den „Turniergeſetzen zu Schimpf und

Ernſt" kam der Articulsbrief, nämlich die Vorſchrift für reiſiges Zeug und Fußknechte: zu des gnädigſten Herrn und der eigenen Ehre zu leben und zu ſterben. Alle ältern Kriegsbücher, von Leonhard Fronsperger und Lazarus Schwendi angefangen bis zu den Reglements der neueſten Zeit, liefern den Beweis, wie die Kriegerehre von jeher die weſentlichſte Bedingung des Wehrſtandes war und all' deſſen Einrichtungen und Geſetze durch ſie feſtgeſtellt wurden. Mit Schande beladen unter den Waffen zu ſtehen, war unmöglich, und traf den Soldaten unverſehens und unverdient irgend ein Schimpf (wie denn ſchon der Verkehr mit einer unehrlichen Perſon, z. B. dem Steckenknechte, ja das zufällige Todtſchlagen eines Hundes, als Eingriff in das verachtete Gewerbe des Baſenmeiſters, unehrlich machte), und wollten die Gefährten den übrigens wackern Kriegsmann nicht aus ihren Reihen verlieren, ſo mußte er wieder ehrlich und zum Weiterdienen fähig gemacht werden. Die Ceremonie dazu war feierlich-drollig genug, wie

denn überhaupt aus dem blutigen Ernſte der damaligen „Kriegßrechten, Maleſiz und Schuldhändeln, Ordnung und Regiment, Befelch, Beſtallung, Staht und Empter zu Roſſz und Fuß“ jener gravitätiſche Humor vorherrſchend iſt, der ſich durch alles Thun und Treiben des gutmüthigen deutſchen Michels zieht. Wenn nun das Fähnlein verſammelt war, erſchien der Unehrliche, ſeinen Hut im Munde und auf Händen und Füßen rückwärts in den Kreis kriechend. Wer biſt du? fragte der Commandant. „Ein Schelm“ war die Antwort. Was willſt du? „Ehrlich werden, um Gottes willen!“ Der Mannſchaft konnte unter keiner Bedingung ein entehrter Kamerad aufgedrungen werden, willigte ſie aber in deſſen Aufnahme, ſo wurde die Fahne dreimal über ihn geſchwungen: im Namen des Fürſten und Herrn, im Namen des Oberſten und in dem des ganzen Regiments; darauf warf er ſeinen Hut hinter ſich über das Quarré hinaus und nachdem dieſer von einem Kameraden „mit Freuden“ aufgeſetzt worden,

war er ehrlich wie zuvor. Diese Ehrlichmachung war noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts üblich, und war nur das Soldatenweib ausgenommen, „selbst wenn dasselbe schon in Henkershand gewesen und pardonirt worden, denn dessen Ehrlichkeit hat nichts auf sich."

Bis zum achtzehnten Jahrhundert konnte man den Krieg ganz und gar ein Handwerk nennen, das Heer war geworben und hatte seine Pflichten gegen Nahrung und Sold freiwillig auf die Schultern genommen, wie in irgend einer Zunft und Innung. Der ganze Dienst, besonders vor dem dreißigjährigen Kriege, beruhte auf einer Art Vertrag, den der Landesfürst, oder in dessen Namen der Feldhauptmann mit Pikenier, Hakenschützen und Reitersmann auf Kriegs- und Lebensdauer abschloß, und oft bestimmte dabei ein eigener Vorbehalt, daß, wenn ein Theil dem Vertrage nicht mehr nachkommen könne oder wolle, auch der andere nicht gezwungen wäre ihn zu halten. Deshalb der leichtere Verband zwischen Herr und Heer, deshalb

deſſen oft wiederholte Drohung die Fahne zu verlaſſen, wenn der rückſtändige Sold nicht allſogleich bezahlt würde, und darin auch die Urſache, wie Kriegsgefangene augenblicklich Dienſte beim Feinde nehmen konnten. Kaſſen und Magazine gab es nicht, öft lag es im Vertrage, daß im feindlichen Lande Verpflegung und Bezahlung wegfiel; daher verſchaffte ſich jeder Einzelne, der „ehrlich ſoff und ſchlug", Unterhalt und Sold durch Fraßraub, Plündern und Beutemachen und der Trommelſchläger wirbelte den bekannten Streich: Hüt' dich, Bauer, ich komm'! Und ſo mußten zu jener Zeit die Begriffe und Geſetze über Ehre ganz anders ſein als heutzutage, da der Krieg eine Kunſt geworden, da Kriegszucht und Menſchlichkeit vom Feldherrn und gemeinen Soldaten Rechenſchaft fordern, da der Eintritt in unſern Stand weniger einer freieigenen Wahl unterliegt als vielmehr einem leibeigenen Muß und das hohe Aerarium, es mag noch ſo gekränkt und gedrückt ſein, niemals auf immer die Verpflegung ſchul-

dig bleibt. Damals war weniger der Putzung, der Grobheit und der Prügel, drei Commißgrazien, welche erſt in der ſpätern Haarzopf-Periode ihre liebenswürdige Macht entfalteten; aber es herrſchte der gewaltige Profoß mit ſeinem Hauptmannsrang, es ſtrafte das Spießrecht der Landsknechte, jenes fürchterliche Gaſſenlaufen zwiſchen den ausgeſtreckten Piken an „einem nüchternen Morgen", wobei der Fähndrich das Recht hatte, dem Verurtheilten auf halbem Wege entgegen zu kommen und mit ſeinem Schwerte zu erledigen. Meiſter Hämmerling im blutrothen Mantel, mit der hohen Feder am Hute, mit dem breiten Schwerte und ſeinen Inſtrumenten zur peinlichen Frage, genoß, trotz der Unehrlichkeit ſeiner Perſon, einer gewiſſen ſcheuen Huldigung und vor dem Galgen nahm jeder Kriegsmann und ſelbſt der Kaiſer ehrfurchtvoll den Hut ab, wie vor der Fahne. Damals war der Soldat, ſobald ihn der Profoß durch einen Tritt auf die elaſtiſcheſte Stelle ſeines Körpers aus den Reihen ſeiner Gefährtin ſtieß,

ehr-, herrn- und brotlos zugleich; jetzt trüge jeder ausgestoßene Militairpflichtige sein vor dem Haselnußscepter gerettetes Hintertheil frohen Muthes zurück zu den Kirchweihkuchen, Dampfnudeln und Pumpernickeln seiner Heimat.

Und in was besteht nun die Kriegerehre von heutzutage?

Was er aus sich macht, das ist der Soldat und was ihn vor den Augen aller braven, rechtdenkenden Krieger höher stellt, ist ehrenvoll für ihn; denn die Ehre ist ebensowol das stolze Bewußtsein unsrer eignen Würde, die beseligende Ueberzeugung, niemals von der Linie abgewichen zu sein, die uns Billigkeit und Redlichkeit, Moralität und Pflicht vorgezeichnet, als auch das Vertrauen, welches man in uns setzt, in jeder Gelegenheit nur nach Grundsätzen zu handeln, die unserm Charakter und unserm Stande angemessen sind. Ehre ist also einerseits das feste Selbstgefühl, das uns in der Sphäre, in welcher wir wirken, den Platz behaupten läßt, der uns gebührt, andererseits der billige Anspruch,

den wir auf die Anerkennung unſers Werthes und auf die Hochachtung unſrer Vorgeſetzten, Kameraden und Untergebenen machen.

„Und nicht auch der billige Anſpruch auf Beförderung?“ fragt irgend ein Hauptmann von Kapernaum, der eben heute ſeine Naſe beſonders tief hängen läßt, weil ihm, trotz ſeiner langen Dienſtzeit (in der Bibel ſteht ſie), abermals ein junger Herr vorgeſchoben wurde.

Wenn du zu den Unglücklichen gehörſt, die mit dem Panzerhemd auch ein Neſſus-Hemd angezogen, das ſie entzündet und verzehrt vor Wuth nach Vorwärts, ſo lege es ſchnell wieder ab, denn es liegt im Geiſte des blinden Gehorſams, daß der Soldat willenlos abhängig iſt von oben und daß er keine Rechenſchaft von jener heiligen Vehme fordern kann, die am grünen Tiſche über ſein Wohl und Wehe richtet. Der Soldat iſt ſeinem Fortkommen nach ein Sklave (der Offizier wenigſtens ein freiwilliger, da er ſeinen Mantelſack zu jeder Stunde ſchnüren kann), und wie auch ſein Verdienſt an-

erkannt werden mag, das Glück, dieſe Parteilichkeit des Zufalls, hebt ihn doch ſchneller und höher. Deshalb ſuche deine Ehre nicht im athemloſen Wettlauf nach Achſelbändern, Borten und Stickereien, er lähmt nur deinen Eifer, er nimmt deiner Ausdauer den Muth und deinem Charakter alle Kraft und Energie zur That.

In der Zeit Ludwig's XIV., der die Morgenländer in der Gewaltherrſchaft beſchämte, ſtaken die Feldherrnſtäbe unter den Reifröcken ſeiner Maitreſſen und in den Taſchen ſeiner Miniſter. Die Montespan erhob ihren Bruder Vivonne, und Louvois den Gemahl ſeiner Geliebten, den Herrn von Rochefort, zum Marſchall, und Beide waren am Schlachtfelde erbärmlich. Gönnen wir ihnen den Flitterglanz, ein einziger heißer Tag des tapfern Latour d'Auvergne, der bis zum Tode gemeiner Grenadier blieb, wiegt ihr ganzes ruhmloſes Leben auf.

Es wäre eine erbärmliche Katzenbuckelei des „deutſchen Soldaten", der ſeinen Rücken niemals genug zu beugen verſtand, wenn er die That-

ſache beſtreiten wollte, daß gerade Diejenigen, mit dem Degen an der Seite, die höchſten Stellen erſtürmen, die ihn niemals ziehen, d. h. daß man ſchneller im Hoflager als im Feldlager vorwärts kommt; daß man am meiſten Ehre erwirbt, wenn man oft die Ehre hat, auf die Geſundheit Sr. Excellenz zu trinken und daß man niemals reichlicher belohnt wird, als wenn man ganz und gar nichts thut und friedlich Tabak dazu raucht.

Wir andern Parias, die wir uns im Staub des Exercirplatzes matt und heiſer ſchreien und uns, nach vierzig ſauer verſchwitzten Jahren, durch die Ruhmſucht nur die Lungenſucht aufarbeiteten, „wir haben von all' dem Glanz und Schimmer nichts als die Mühe und die Schmerzen, aber doch auch — für was wir uns halten in unſerm Herzen."

Georg von Frundsberg, ſeines kühnen Alpenüberganges wegen der neue Hannibal genannt, der getreue Diener zweier kriegeriſcher Kaiſer, der fromme, ritterliche Held ſo vieler gewonne-

ner Schlachten, der zwölftausend Deutsche durch Verpfändung seiner Güter geworben und dessen Wahlspruch war: „Viel Feind', viel Ehr'", kam endlich doch verarmt, zu Tode erkrankt und gekränkt nach Schloß Mindelheim und stimmte den wehen, tiefschwermüthigen Sang an:

Kein Dank noch Lohn
Davon ich bring',
Man wiegt mich ring
Und ist mein gar
Vergessen; zwar
Groß Noth und G'fahr
Ich bestanden han,
Was Freude soll ich haben dran?

Aber wenn der alte Vater der Landsknechte seiner Thaten sich erinnerte, wenn er seiner ersten Sporen dachte im bairischen Erbfolgestreit, seines Heldenkampfs gegen Venedig, seiner blutigen Fehden in Schwaben, der glorreichen Tage von Bicocca und Pavia, der genuesischen Trophäen, seiner klugen Menschlichkeit im Bauern-Aufstande, wenn er an die

Schweiz, an Italien und die Niederlande dachte, wo überall sein Ruhm erklungen, er hätte solch ehrenhaftes Gedenken gewiß nicht für Millionen und eine durch Kratzfüße errungene Gnade gegeben.

Und so habe auch du Geduld, vergessener Hauptmann von Kapernaum! Kann doch selbst unser Herrgott nicht Jedem recht thun. Tröste dich mit Georg von Frundsberg, dem neuen Hannibal, dem das Gift der Kränkung das Herz abfraß, wie einst dem karthagischen der selbstgewählte Schierlingtrank; tröste dich mit Christoph Columbus, der seinem Monarchen einen Welttheil schenkte und doch kein anderes Andenken mit ins Grab nehmen konnte als die Ketten, in die ihn Neid und Undank geschlagen; tröste dich mit Aristoteles, der die Ehre den einzigen Lohn der Tugend nennt, oder mit Thomas von Kempen, der das Nichtswerden und Nichtssein im Leben als die höchste Gottesgnade preist; oder tröste dich endlich mit Hiob — wenn dir das gewisse Commiß-Sprich-

wort beſſer gefällt, nur vergiß nicht, daß ſich der Mann von Ehre finden läßt, aber ſich niemals vordrängt und daß nur Diejenigen kriechen und betteln, die vielleicht hochmüthig zu dir herabſehen, aber dennoch das Auge niederſchlagen, wenn du feſt zu ihnen aufſiehſt.

Als unſere Eiſenhandthierung noch im beſſern Schwunge ging, hatte gleichwol manch wackerer Degen kargen Verdienſt von ſeinen Verdienſten, manch ehemaliger Geſelle mag ihm plötzlich als Meiſter entgegengetreten ſein und er konnte bitter lächeln, wenn er die gold- und ordenbedeckte Bruſt eines unſchuldig Gekreuzigten mit ſeiner verglich, an der nur Narben ſaßen; und dennoch focht und ſchlug und ſtürmte er das nächſte Mal nicht mit weniger Muth und Freudigkeit. Was war es denn, das ihn tröſtete, das ihn die Zurückſetzung vergeſſen ließ? Sein Selbſtgefühl, das beruhigende Bewußtſein ſeines Werthes, die Sicherheit ſeiner überaus theuern, unantaſtbar heiligen Ehre.

Beim Himmel! gekränkter Hauptmann von

Kapernaum und Major in Partibus, und ſollteſt du ſo lange in deiner Charge bleiben als Etienne,, der tapfere Tambour von Arcole, dem die Ehrentrommelſchlägel Napoleon's auf den Sarg gelegt wurden, werde nicht muthlos, Freund! Manches Verdienſt geht unerkannt verloren und Glück und Unglück gehören zu unſerm Stande und zu deſſen poetiſchen Seiten. Es war einmal eine franzöſiſche Marketenderin, die hatte zwiſchen zwei verliebten Sergeanten zu wählen, heirathete aber einen dritten, der ihr am beſten gefiel. Das Weib wußte damals nicht, daß es einen Herzog und einen König verſchmäht hatte; ihr Ehegemahl blieb Sergeant bis zum Tode, aber jene Beiden waren Augereau und Bernadotte.

Du vermagſt nicht zu beſtimmen, was du von heute in fünf oder ſechs Jahren biſt, vielleicht noch Hauptmann, vielleicht ſchon an der Spitze eines Regiments, Gott verhüte, begraben, d. h. penſionirt oder verheirathet. Glück iſt die leichtſinnige, nichtsnützige Schöne des Sol-

daten, heute mein, morgen dein; wenn es dir lächelt, faſſe es kühn; dreht es dir den Rücken, ſo ſei auch du zu ſtolz, ihm nachzulaufen, aber alle ehrgeizigen Wünſche ertränke dann in dem Bewußtſein: dein ganzes Leben als Ehrenmann hingebracht, deine Pflicht gethan zu haben und eines glänzendern Schickſals würdig geweſen zu ſein. Behalte dies beſeligende Gefühl als immerwährenden Talisman gegen jede Zurückſetzung dieſer Art; du kannſt in unſerm Stande — ohne den Kriegergeiſt zu gefährden — nicht andern Lohn der Treue, des Eifers, des Verdienſtes erzwingen, als deine eigene Anerkennung. Vergiß niemals, was der Staat durch deinen Schwur berechtigt iſt von dir zu fordern, nicht nur dein Leben, ſondern auch Standhaftigkeit und Ausdauer in allen Verhältniſſen deines Lebens. Neid, Eiferſucht, Rangwuth fallen weg im Gemüthe des echten Kriegers, zum Beſten des Ganzen nimmt er die vermeintliche Kränkung hin; gleichgültig wird er gegen geſcheiterte Hoffnungen, gegen Geldvortheile und den

Flitterglanz einer ſchnellen Beförderung, denn nicht für Lohn dient er ja, nicht für äußere Ehre, ſondern für jene, die ihn eben ſolch niederer Rückſichten überhebt.

Und ſo lange uns die Ehre bleibt, verläßt uns auch Muth und Hoffnung nicht; das Kriegsglück iſt rund, war der heutige Tag wider uns, wir ſiegen vielleicht morgen. „Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht!“ ſchrieb Franz I. von Unglück gebeugt, vom eignen Bewußtſein aufgerichtet, aus der Gefangenſchaft zu Pavia an ſeine Mutter. Bekannt iſt der mit Bleiſtift geſchriebene Zettel, den König Friedrich nach der Schlacht von Kunersdorf ſeinem Miniſter Finkenſtein ſchickte; er glaubte den Sturz des Vaterlandes nahe, ſeine Ehre gebot ihm, denſelben nicht zu überleben und dieſen Heldenentſchluß lohnten die Siege von Liegnitz und Torgau.

Das Ehrgefühl beruht auf der Kraft unſers Charakters, und Charakter iſt jene feſte Willenskraft, die den ganzen innern Menſchen

zuſammenhält; er iſt die eherne Hülle des weichen Herzens, der Kompaß der Vernunft, das Band des Fühlens und Denkens und die Verſöhnung und das Gleichgewicht dieſer Beiden. Kein Opfer, keine Verleugnung des eigenen Ichs kann zu groß ſein, um nicht von jener innern Stimme gefordert werden zu können, ſie iſt das oberſte Tribunal unſerer Handlungen und wem ſie niemals einen Vorwurf gemacht, der ſtirbt auch auf der Friedens-Matratze auf dem Bette der Ehre.

Deutlicher als alle Geſetze gebietet die Ehre dem Krieger die treueſte Erfüllung ſeiner Pflichten und ihre Regeln laſſen ſich ſchwer beſtimmen; ſie liegen in einem gewiſſen Takte, in einer Art Inſtinct, der die wahre Männlichkeit bewahrt, ihnen nahe zu treten, aber ſie in keiner Gelegenheit verletzt zu haben, erringt den Frieden und den Stolz unſrer Seele. Wir leben mit Ehre für die Ehre, es iſt ſchön für ſie zu ſterben und doppelte Schande, ſie zu überleben. Von Friedrich dem Sieghaften, Pfalzgraf bei

Rhein, Herzog in Baiern, „das Heyl seines Vaterlandes und ein Donnerstral der Straßenrauber", sagt die Grabschrift: „Seines Lebens Gesellin war die tugendt, und seines todts Gefert die ehr." Ein Mann, ein Wort! fester band sich der deutsche Ritter nicht; Ja soll Ja, und Nein soll Nein sein, war ein vaterländisches Sprichwort; „so wahr ich Hans Karl heiße!" schwor der Feldhauptmann Thüngen. Der Handschlag galt im Mittelalter so viel als die Handschrift, und von der unverbrüchlichen Treue dieses Eides konnte den Deutschen kein Papst lossprechen; aber verwundern mußte sich hier ein Johann XXII., als der östreichische Friedrich in die Gefangenschaft Ludwig's des Baiern zurückkehrte, sein Männerwort zu lösen.

Welche Ehrenhaftigkeit in den Fehdebriefen und Absagungen mitten im wilden Faustrecht! Wer vor den drei Tagen der Friedensaufkündigung den Feind überfiel, war ein gemeiner „Reumauff und Lückersbube und aller Ehren baar." In der fränkischen Adelsordnung heißt

es: „Wer wider ſein Wort, Treu und Glauben, Brief und Siegel handelt, der wird beſchimpft, und ſchändlich aus der Ritterſchaft Verſammlung ausgeſtoßen.“ Wie roh und barbariſch, wie geiſtdämmerig uns jene Zeiten auch erſcheinen mögen, des Selbſtgefühls, des Manneswerthes war mehr als in unſerer gebildeten und übergebildeten Gegenwart.

Wie hoch Rudolf von Habsburg ſein Wort achtete, zeigt eine Anekdote, die uns im Fuggerſchen Ehrenſpiegel aufbewahrt wurde. „Jakob Müller, Züricher Bürger, hatte dem Habsburger, da er mit der Stadt in Fehde, als ein handfeſter Mann, viel Schaden zugefügt, auch viel ſeiner Leute auf der Straße niedergeworfen und hätte Jener gerne manchen Goldgulden gezahlt ſeiner habhaft zu werden. Einſtens, als der Graf eben mit einigen Reitern des Weges zog, traf er den Müller allein im Felde; als dieſer ſah, daß er nicht auszukommen vermochte, warf er ſeine Waffen weg, zog ſeine Kleider aus und legte ſich auf den Boden. Der Graf

sprengte ihn begierig an, vermeinend, er solle sich seiner Haut wehren, Müller aber sprach, ob er ihn als rechtschaffner Reitersmann so lange verschonen wolle, bis er seine Kleider angezogen. Ja, ja, antwortete ungeduldig der Andere. Da sagte Jener wieder: So ziehe sie St. Veltin an, ich nicht. Rudolf hielt sein Wort, gewann den Mann lieb, daß er nachmals stets bei ihm geblieben, gute Dienste verrichtet und ihm auch das Leben errettete."

Es ist jedes Ehrenwort eine ernste und heilige Sache, aber legen wir die Hand aufs Herz, wie oft hat der Redlichste von uns sogar falsch geschworen, Nachts, in heimlich stillen Lauben, wo es nur die Nachtigal gehört und der blasse Mond und das arme Herz, dem wir den Schwur nicht gehalten. Verantworte derlei Meineide der verdammte Trommelschläger, wenn er plötzlich den Generalmarsch wirbelt und uns zum Thore hinaus in andere Länder schlägt; die Jägerhörner, die Tags darauf zur Stadt hereinblasen, klingen auch nicht übel, sie klären die verwein-

ten Augen wieder auf, und Laube und Mond und Nachtigall und Herz ſind immer bereit zur neuen Schwärmerei. Wie wir alſo auch über ſolche Schwüre denken mögen, über das Ehrenwort, das der Mann dem Manne gibt, geht keine Bekräftigung, und der Offizier bricht es nie, ohne zugleich den Stab über ſich zu brechen. Vielleicht iſt keiner Nation ihr Wort ſo heilig als der deutſchen, denn ſie hält es ſogar dem Teufel, wie all' die Volksmärchen beweiſen, die Jeder noch aus der Ammenſtube kennt. Der Retter in der Noth, nämlich der böſe Feind mit dem Geldſack, d. h. der ſchwarze Freund mit Hörnern, Schweif und Pferdehuf, hat allerdings den mit Blut geſchriebenen Pakt in den Händen, allein die arme, verkaufte Seele könnte ja noch vor dem Tode zum Kreuz kriechen, beichten und bereuen, mit dem Höllenſchatz eine Kapelle ſtiften, ſich hübſch ausräuchern laſſen, mit einem Worte, den Satan prellen, — nein! der Deutſche hält den Vertrag, er bleibt lieber ein ehrlicher Kerl und des Teufels auf ewig.

Aber wir ſollten doch vorſichtiger ſein mit dem Wort, eben weil es uns ſoviel gilt, und es wenigſtens nicht für den nächſtbeſten blauen und dummen Teufel hinwerfen.

Der Zweikampf.

Rodrigo, haſt du Muth?
„Wärt Ihr mein Vater nicht, die Antwort
hieße: Blut!“
Der Cid.

Der vorſtehenden Abhandlung über Kriegerehre würde der Schluß fehlen, wenn es dem „deutſchen Soldaten“ nicht vergönnt wäre, ihr einige freimüthige, wiewol unmaßgebliche Worte über den Zweikampf anhängen zu dürfen. Es iſt dieſer aderlaßliebende Arzt einer verwundeten Ehre neueſter Zeit abermals in argen Miscredit gekommen und man ſucht daher eine empfangene Beleidigung entweder ganz zu vergeſſen — gerade wie Aerger und Schrecken — weil man das Herzklopfen fürchtet, oder man heilt den Schimpf ſchlechthin homöopathiſch durch eine Wiederbeſchimpfung, oder endlich, man

läßt ſich das Gift durch eine eigens dafür beſtimmte mildthätige Geſellſchaft, die man Ehrengericht nennt, ausſaugen.

Es iſt keinesweges zu leugnen, daß die Ehren-Empfindlichkeit oft bis zur Lächerlichkeit getrieben wurde und der Anfang eines Streites nicht immer ſeines tragiſchen Ausgangs werth war. Namentlich gilt dies von den Univerſitäts-Paukereien, bei welchen es ſich nur um die vorſchriftsmäßig klaffende und blutende Ritze handelte und endlich doch manch ſchönes, hoffnungsvolles Leben zum Opfer fiel; allein, ob das gänzliche Verbot des Zweikampfs wahre Ehrenhaftigkeit und reineren Adel der Geſinnung in die Männlichkeit bringe, iſt ſchwer zu beſtimmen, und es wäre ſelbſt für den Studenten, der auf dem Scheidewege zwiſchen Knabe und Mann ſteht, Jammerſchade, wenn er ſeine Händel nicht mehr ſelbſt entſcheiden dürfte. Gähren und überquillen wird die Jugend immer, wenn ſie Kraft und Muth in ſich fühlt, und ihre Bier- und Weinhöllen läßt ſich die akademiſche ſchwerlich

nehmen, ſo lange die Univerſität freie und öffentliche Schule bleibt. Aber Jugend hat nicht Tugend und ſaufen und raufen reimt ſich im Deutſchen gar zu gut; ſobald man ſich nicht mehr ſchlagen darf, wird man ſich endlich prügeln, und doch iſt es vor Allem nöthig zu verhindern, daß die Jünglinge nicht wieder Buben werden, weil der Staat Männer braucht und mit Schilling und Tatzen nicht Männer erzogen werden. Und wo dann Männerwürde und Selbſtgefühl, Waffenliebe und Waffenübung in der Jugend finden, wenn man ſie plötzlich ſucht? Es war eine Zeit, „die Zeit der Schelme" — wie Arndt eine gewiſſe traurige Epoche Deutſchlands nennt — in welcher derlei Eigenſchaften keineswegs zu verachten waren.

Die Herren Kanzlei-Präſidenten, Kanzelredner und Profeſſoren mögen es übrigens mit ihren hitzigen Unterbeamten, andächtigen Zuhörern und raufluſtigen Studenten halten wie ſie wollen, dem „deutſchen Soldaten" aber verzeihe der wohlgönnende Leſer, wenn er ihrer

Menſchenfreundlichkeit nicht blindlings nachbeten kann, ſondern nur als Soldat über den Zweikampf denkt und ſpricht.

Das Duell iſt eiu Vermächtniß germaniſcher Völker, die Zweikämpfe der Griechen und Römer — Achilles und Hektor, die Horatier und Curiatier — waren anderer Art und wurden ſo wenig als heute noch jene der Orientalen zur Entſcheidung und Genugthuung in Ehrenſachen angewendet. „Ein Streich beſchimpft nicht", meinten die Alten; „Schlage, aber höre mich!" ſagte Themiſtokles zu Euribiades und ruhig ſtand Lykurgus vor ſeinem Gegner, als dieſer ihm ein Auge ausgeſtoßen hatte. Man ſieht daraus, daß der gewiſſe bibliſche Spruch: „Halte den rechten Backen hin, wenn der linke bereits geſtrichen iſt", nur bei den gottloſen Heiden in Anwendung war, die Chriſten aber von jeher lieber dem Beiſpiele St. Petrus' folgten, der gegen Malchus ſo hitzig vom Leder zog. Da nun das Corpus juris, dieſes erſte Noth- und Hülfsbuch aller ſpätern Geſetzgeber, über

Mord und Todtschlag in Ehrensachen keinen Aufschluß gab, so mußte man endlich — sobald die blutige Herstellung einer gekränkten Ehre als Barbarei betrachtet wurde — sich schon selbst bequemen ein Gesetz zur Abschaffung dieses Unfugs zu geben und man that es unbillig genug. Gibt es eine größere Ungerechtigkeit, als Angreifer und Angegriffenen auf gleiche Weise zu bestrafen? Man nennt den Zweikampf ein sinnloses Menschenopfer für den Götzen Ehre, aber hat es vielleicht mehr Sinn, daß Beleidiger und Beleidigter (Dieb und Bestohlener), d. h. jeder muthwillige Bube mit dem Biedermann, den er geschmäht, der Strenge eines und desselben Gesetzes unterliegt, und wäre es nicht fast klüger, daß sich der Beschimpfte lieber gleich selbst ums Leben brächte, wie in Japan?

Im Schwabenspiegel sind Satzungen, die den Zweikampf begünstigen und keine andern Waffen ausschließen als bezauberte. Papst Nicolaus I. nannte das Duell ein regelmäßiges Gefecht und einen durch das Gesetz erlaubten

Streit, deshalb ſchlugen ſich ſonſt auch Prälaten, Aebte und Mönche; erſt Innocentius IV. in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ſetzte die Strafe des Kirchenbannes darauf, wonach die geiſtlichen Herren ſagten: „So werden wir uns mit den Biſchofſtäben ſchmeißen.“

Seit vierthalbhundert Jahren wird nun auch in Deutſchland, wo übrigens die Duellſucht niemals bis zur Tollheit der Franzoſen und Franzöſinnen (da ſich auch Damen ſchlugen, z. B. die bekannte Schauſpielerin Maupin) getrieben wurde, durch ſcharfe und verſchärfte Mandate gegen dieſen barbariſchen Nachzügler einer barbariſchen Zeit geeifert und ihm beſonders beim Krieger-Stande mit aller Strenge (wiewol mehr in Wort als That) entgegengetreten. Kaiſer Friedrich II. ſchon gab ſeiner Ritterſchaft ein Verbot des Zweikampfes. In der unter Maximilian I. erſchienenen „Kriegsordnung, new gemacht“ heißt es: „Ob ſich begebe, das eyner mit dem andern in uneynigkeyt käme, ſoll ſich keyner wider den andern rotten

ſondern von ſtund an friden nemen und geben, und welchem umb friden zugeſprochen und den nit hilt, ſoll ſonder alle gnad geſtrafft werden an ſeyn leyb.“ Auf ähnliche Art ſpricht ſich ſpäter Leonhardt Fronsperger und über hundert Jahre nach dieſem der Articulsbrief Leopold's I. aus. In den Obſervationspunkten für ein kaiſerliches Dragoner-Regiment vom Jahre 1734 ſpricht das Geſetz: „Wenn jemand wäre, der gegen den andern einen alten Haß oder Neid hätte, ſo ſoll er denſelben weder mit Worten noch mit Werken ſelbſt rächen, ſondern ſeinen Gegentheil bei ſeiner gehörigen Inſtanz conveniren und anklagen, bei Leib und Lebensſtraff, denn zwiſchen braven Leuthen hält ein Degen den andern in der Scheid.“

Frankreich war ſo recht eigentlich die Arena des blutigen Degenſpiels, das Land für die „Handelsleute des ſchnellen Todes“ und es wurde der Zweikampf ſelbſt dem treuen Hunde des Aubry gegen den Mörder Macaire erlaubt. Da durfte kein Edelmann Anſpruch auf Achtung

der Herren- und Damenwelt machen, wenn er nicht zwei oder drei seines Gleichen im Duell getödtet hatte; da wurden ganze Familien ausgerottet und unter der achtzehnjährigen Regierung Heinrich's IV. zählte man über viertausend im Zweikampf Gefallene. Im Jahre 1602 erschien das Edict von Blois, das den Zweikampf mit dem Verbrechen beleidigter Majestät gleichstellte und Kämpfer und Zeugen zum Tode verurtheile; aber erst Ludwig XIII. brachte das Gesetz wirklich in Ausübung und ließ die Grafen Deschapelles und Montmorency-Bouteville (Vater des Marschalls von Luxemburg und der berühmten Herzogin von Chatillon) öffentlich enthaupten. Weniger streng war Ludwig XIV. doch hatte er später einen Schwur gethan kein Duell zu verzeihen, und da er bei seinem Liebling Lafrettes eine Ausnahme machen wollte, ließ er sich durch Papst Clemens X. feierlichst seines Gelübdes entbinden.

England vielleicht ausgenommen, sprach sich das Gesetz in allen europäischen Staaten so

grauſam ſtreng aus und doch warf ſelbſt Karl V. dem franzöſiſchen Franz den Handſchuh hin. In Rußland ſetzte Peter der Große den Strang auf den Zweikampf, aber Paul I. ſandte dem König von Dänemark eine Herausforderung auf Leben und Tod und ließ ſie ſogar in die Petersburger Zeitung ſetzen. Guſtav Adolf hörte von einem Duell, das zwiſchen zweien ſeiner Offiziere ſtattfinden ſollte, er verfügte ſich mit dem Henker auf den beſtimmten Platz und ſagte zu den überraſchten Kämpfern: „Fahren Sie fort, meine Herren.“ Als er aber einſt in heftiger Aufwallung dem braven Oberſten Scaton einen Streich ins Geſicht gab und dieſer ſeine Entlaſſung einreichte, um im fremden Lande ſeine Schmach zu verbergen, reiſte ihm der König nach, und traf ihn bereits über der Grenze. „Hier, wo Schweden endet und ſein Geſetz“, ſagt ihm der Monarch, „iſt Guſtav kein König mehr und will als Ehrenmann dem Ehrenmanne ſtehen.“ Scaton ſinkt aufs Knie und antwortet: „Herr, dies genugthuende Wort kann ich dir

nur mit meinem Blute zahlen, fordre es, wann und wie du willſt.“ In Dänemark wurden zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts zwei hohe Offiziere, General und Oberſt von Rantzau, von denen Erſterer durch den Andern im Duell geblieben, an einem und demſelben Galgen, „hart an einander rücklingen aufgehenkt, und die Patrinen und Secunden, wie auch fernere Mittels-Perſohnen mit einer extraordinari-Straff angeſehen.“

In Italien und Spanien ward der Degen zur Selbſtrache bald durch den weit bequemern Dolch erſetzt; auch in Frankreich wurde das Geſetz allmälig lauer beobachtet, im Jahre 1778 ſchlug ſich ſogar der Graf Artois, nachmaliger Karl X., mit dem Prinzen Condé und endlich hob die National-Verſammlung das Duellverbot gänzlich auf; in Deutſchland hingegen ſteht es noch in all ſeiner Furchtbarkeit — auf dem Papiere. Aber, wie es ſchon zur Zeit der Landsknechte, trotz der Mandate, als ein Vorrecht des „ehrlichen Geſellen“ galt, ſich zu

ſchlagen, und wie ſich ſelbſt ſpäter noch (die Synopsis militaris von 1733 behauptet es) die Soldaten weigerten einem Vorgeſetzten zu gehorchen, bevor er ſeine Ehrenſache nicht rechtſchaffen und ſauber abgemacht, ſo wird auch bis zur Stunde jeder Offizier mit Spott und Schande aus dem Regimente gewieſen, der das Schlagen ausſchlägt und Oberſte und Generale, während ſie den Zweikampf in ihren Truppenkörpern gewiß nicht begünſtigen, werden ſich nicht leicht bedenken, im eintretenden Falle Genugthuung zu fordern und zu geben.

Zu keiner Zeit wurden die Duellgeſetze weniger in Anwendung gebracht als in unſerer Gegenwart und niemals doch ſah ſich der Zweikampf erbitterter angegriffen als eben jetzt. Da dreſchen ihn die Zeitſchriften als wichtige Zeitfrage durch; da eifern Landtag-Deputirte und Univerſitäts-Profeſſoren über ihn; da wird er von Theologen und Philoſophen ein Verbrechen gegen Religion und Vernunft genannt; da iſt ferner die ſeidenhandige, butterherzige Mode-

tugend, Humanität heißt ſie; die weint heiße Thränen, daß tauſend Taugenichtſe ihr ſchönes Geld nicht den barmherzigen Brüdern und grauen Schweſtern vermachen, ſondern mit luſtigen Brüdern und leichtfertigen Dirnen verjubeln; die ſchluchzt, daß ſie der Bock ſtößt, über die armen eingeſperrten Nachtigallen und Gimpeln und ſtiftet Vereine für das gequälte liebe Vieh und will elektriſche Todtſchläge für Maſtochſen und die Guillotine für Hühner und Gänſe, und bei der Gelegenheit fällt ihr eben auch der Zweikampf als eine Art Menſchenquälerei ein und ſo ſchlägt ſie eine Kleinkinderbewahranſtalt für die Männerehre vor.

Vom erſten Zweikampf, zwiſchen Goliath und David, bis zum Sarachaga-Haberiſchen (hier und dort handelte es ſich um Judenehre) wird alſo das Duell hiſtoriſch, philoſophiſch und moraliſch als die ſcheußliche Nachgeburt einer wild düſtern Zeit aufgeſtellt. Weil Cäſar nicht den Cato, und Pompejus nicht den Cäſar vor die Klinge rief, iſt es ein reiner Wahnſinn

seine Ehre mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen; weil sich die sieben Weltweisen, die doch über die ernstesten Dinge stritten, nicht geschlagen, so lohnt es nicht der Mühe einen Menschen zur Rechenschaft zu ziehen, der uns absichtlich auf den Fuß tritt, und weil jeder Todtschlag gegen das fünfte Gebot ist, so soll uns jeder Lump die Ehre todtschlagen dürfen.

„Welch sinnloses Vourtheil, eine Beleidigung nicht einstecken zu wollen," sagen die Gegner des Zweikampfs — „kann denn der angebliche Schimpf den Beleidigten treffen, fällt die Gemeinheit nicht vielmehr auf den Beleidiger zurück?" Die Gemeinheit allerdings — antworten wir — aber die Beschimpfung selbst liegt so gut auf dem Betreffenden, als Dasjenige, was vom ersten Stocke muthwillig auf den Vorübergehenden ausgeleert wird, nur diesen beschmutzt und nicht das hämisch lachende Gesicht, das hinter dem Vorhang ihm nachgukt.

Und wenn Ihr nun selbst in die Lage kommt, Ihr humanen, gebildeten und feingesitte-

ten Herren, daß Eure Ehre räuberiſch angepackt und Euer Name verleumderiſch der Oeffentlichkeit preisgegeben wird, wenn es mit den Erklärungen und Erwiderungen und letzten und allerletzten Worten in den Zeitungen nicht länger geht, ſo zückt Ihr ſchließlich doch ſo gut vom Leder, als früher die Feder, warum denn? Weil das Vorurtheil, trotz dem ſtrengen Geſetze, ſich noch immer als Sitte erhalten, weil die öffentliche Meinung darüber beiweitem nicht überall und in jedem Stande umgeſtimmt iſt und weil über das Wort: „Memme!“ endlich doch nur ein Schuft, ein Narr, oder ein ganzer Heiliger hinweg kann.

Die Ehre iſt aller gebildeten Menſchen höchſtes Gut, aber des Kriegers Idol; — Feigheit ſchändet jede Männlichkeit, aber in unſerm Stande iſt ſie Verbrechen und ihr Verdacht ſchon eine unauslöſchliche Schmach. Nicht für jenes ewige Gereiztſein, das meiſtens ohne Grund die bitterſte Galle kocht, nicht für jene kränkliche Empfindlichkeit, die Alles ſchwarz ſieht, Alles

ten die Augen auskratzen, ſo wird es doch langer Zeit bedürfen, ehe jeder brave Degen Herr des Augenblicks genug iſt, um nach einer Beleidigung geduldig die Entſcheidung ſeiner rechtmäßigen und ſpruchfähigen Behörde abzuwarten. Wenn es Euch, Erzieher des Zeitalters, erſt gelungen ſein wird, alle menſchlichen Leidenſchaften, jede plötzliche Aufwallung, jede Bosheit des Gemüthes und Gemeinheit des Charakters abzuſchaffen, ſo fällt der Zweikampf, der bei unſrer jetzigen finſtern Denkungsart noch immer als einziges Mittel gilt, die vor den Augen der Welt bloßgeſtellte Ehre zu retten, ohnedies von ſelbſt weg.

Im Felde curirt der gemeine Soldat das Fieber mit Branntwein und Pfeffer, weil er kein Quinquina hat, und iſt das Duell wirklich ein ſo barbariſches Mittel für eine kranke Ehre, ſo zeige man uns ein ſittlicheres. „Das Ehrengericht!“ ruft hier ein guter Theil der wohlgönnenden chriſtlichen Leſer, „aber ein Ehrengericht, das in jeder Art von Streitigkeiten,

über Recht und Unrecht ohne weitere Verantwortung zu entscheiden vermag; ein Ehrengericht, dessen Ausspruch sich beide feindliche Parteien unbedingt unterwerfen müssen, das die Beleidigung zu wiegen und zu messen versteht, das die Genugthuung für den Beleidigten darnach einrichtet, aber nie und nimmermehr den Zweikampf zuläßt." Wer in der Sittengeschichte der Franzosen etwas zurückblättern will, der wird sich genugsam überzeugen, wie sehr ihre Ehrengerichte schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ausarteten, wie dieselben — ohne Kenntniß der Rechtswissenschaft — schärfer, nur unbilliger, richteten, als das Gesetzbuch selbst und wie sie endlich der Parteilichkeit, Pedanterie, Aengstlichkeit, ja der schmutzigsten Bestechung unterlagen. Aber nehmen wir an, es existirte für jeden selbständigen Truppenkörper ein Ehrengericht, mit aller Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit, die wir nur wünschen können, wie schwer wird es ihm werden für beide Theile billig zu entscheiden. Freilich, wenn man nur

Schimpfnamen und Fauſtſchläge als Beleidigungen anſieht, iſt der Handel bald geſchlichtet, der Thäter muß das Regiment verlaſſen und der alſo ſchwer Bezeichnete gewöhnlich mit; allein derlei olympiſche Spiele der Holzhacker kommen doch nicht leicht in unſerm Stande vor, eine unerträgliche Unverſchämtheit, eine tiefverletzende Beleidigung liegt oft nur in der Betonung eines Wortes, in einem zweideutigen Blicke, in einer herausfordernden Miene, in einem ſpöttiſchen Lächeln und da kann kein Ehrengericht, nur der Gekränkte ſelbſt, entſcheiden, inwieweit und tief er getroffen wurde. Und ſollte das Ehrengericht den Gegner zur Abbitte zwingen, ſo wird er ſie allerdings leiſten, weil er im Weigerungsfalle ſeine Stelle verliert, aber vielleicht auf eine Art und in einem Tone, oder mit einem Geſichte, auf welchem eine zweite, noch größere, wenn auch nur dem Betreffenden fühlbare Beleidigung liegt, was dann? Und wenn kein Zeuge bei dem misslichen Vorgange war, oder ein parteiiſcher, wie wird nun der gekränkten

Ehre. Genugthuung? Selten hat überdies nur der eine Theil Unrecht, meiſtens beide; das unbewachte Wort wird unbedacht herausgeſtoßen, die Entgegnung iſt aber ſchon ſo beleidigend, daß der Erſte ſeine Uebereilung nicht mehr zurücknehmen kann, vielmehr jene ahnden muß, und da ſteigt der Hader und führt endlich, weil kein Zweikampf ſtattfinden darf, zum Ehrengericht. Und wer ſoll dann mehr abbitten? Der Anfänger des Streites wollte nicht beleidigen, der Andere hat nur Wiedervergeltung geübt und was kommt bei dem ganzen Ehrengeſchacher heraus? Der ungeſchliffenſte Junge verſteckt ſich hinter das Ehrengericht, kühlt ſein Müthchen, beleidigt pfiffig und bittet dann in Gottes, oder des Teufels Namen ab.

Und gibt es nicht gewiſſe Punkte, die man vor gar kein Ehrengericht bringen kann, weil jede Veröffentlichung derſelben an und für ſich ſchon ein Schimpf und alſo das Heilmittel übler als die Krankheit wäre? Dem Cicisbeo ſeiner Frau wird ein Ehe- und Ehrenmann die Thüre

und die Zähne zu weiſen wiſſen, aber vor das Ehrengericht kann er den verwünſchten Don Juan nicht ſchleppen. Einer boshaften Plaudertaſche die Läſterzunge herauszureißen, wagen wir gerne Leib und Leben, aber iſt der Gedanke nicht unverträglich und gegen alle Ritterſitte, daß ein geliebter Name im Kreiſe ines ganzen Gerichtshofes von Mund zu Mund wandern ſoll und endlich das zarteſte Verhältniß in alle Gegenden der Windroſe geſchrieben wird, weil zwanzig Perſonen der einundzwanzigſten mit der ſtrengſten Wichtigkeit auftragen das Maul zu halten?

Aber geſetzt, unſere Ehre würde durch jenes Tribunal ſchlecht und recht hergeſtellt, haben wir ſolche Engelsgemüther um wirlich zu vergeben und zu vergeſſen? Wird nicht ein heimlicher Groll nachwurmen und nachglühen und bei der geringſten Urſache neuerdings aufpraſſeln und ſieht man ſich zuletzt nicht dergeſtalt aufs Aeußerſte gebracht, daß man den Todfeind, der uns überall begegnet mit ſeiner hämi-

ſchen Freundlichkeit, mit ſeinem höflichen Spott, mit ſeinem ſchadenfrohen Mitleid, mit ſeinem glückwünſchenden Hohn, daß wir den verdammten Samiel, den wir auf keine Weiſe todtſtechen dürfen, geradezu todtſchlagen müſſen? Jeder Streit ſoll ganz und gar und für immer abgemacht ſein, jede Beleidigung nicht nur äußerlich abgewaſchen werden, indem der Ehre Genüge geleiſtet wird, ſondern auch im Herzen. Nichts kühlt ſchneller den Groll als Blut, und ob zwei Gegner verſöhnt ſind, weiß Niemand beſſer als ſie ſelbſt. Und mag das Ehrengericht auch zehn mal zu unſern Gunſten und gegen den Widerſacher entſcheiden, es zieht doch nicht aus jeder Meinung den Argwohn: wir dankten unſerm Herrgott aus ganzer Seele mit heiler Haut davongekommen zu ſein, und jeder Gelbſchnabel mag dieſen Gedanken theilen. Aber ſelbſt vom Gelbſchnabel iſt er uns nicht gleichgültig, denn ſo ein Argwohn iſt ein Schimpf, und Schimpf iſt Schmutz, und Schmutz bleibt Schmutz, er ſei der Unrath eines Löwen oder einer Fliege.

Und wird ſich endlich auch der Nichtmilitair einem militairiſchen Ehrengerichte unterwerfen, oder der Soldat einem bürgerlichen? Hat der Adel ſeine Vorurtheile genugſam abgeſchüttelt, um nicht ſeine eigenen Richter in Anſpruch zu nehmen, die ſich ſchwerlich vor dem Verdachte der Parteilichkeit werden ſchützen können? Und iſt überhaupt in Ehrenſachen ein Gleichgewicht zwiſchen Nichtmilitair und Soldaten, wenn Jener nur ſeinem perſönlichen Ehrgefühl zu gehorchen hat, Dieſer aber auch dem ſeines Standes?

Das Duell iſt kein Gottesgericht und oft bleibt das ſchreiendſte Unrecht Sieger im Kampf, aber der eigentliche Sinn dieſer „wilden Sitte" liegt nicht im unverſöhnlichen Verlangen nach einem tragiſchen Ausgang, nicht in der Entſchloſſenheit eines grimmigen Haſſes: er oder ich! nicht in der barbariſchen Blutrache für den gemordeten guten Namen, ſondern einzig und allein in der Auferſtehung und Wiederbelebung einer zu Tod vergifteten Ehre. Du haſt einen

Ehrenmann beleidigt, heißt so viel als: du hast ihn im öffentlichen Urtheil und in der Achtung aller Ehrenhaften herabgesetzt und dies durch dich verlorene Gut sollst du ihm freiwillig (nicht durch ein Ehrengericht gezwungen), von deiner Schuldigkeit der Genugthuung überzeugt, wiedererstatten. Und das thust du durch den Zweikampf und das kannst du nicht schöner thun, als indem du seine Ehre mit deinem Blute zu erkaufen bereit bist. Darin liegt der Beweis deiner Anerkennung seiner Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit; Leben gegen Leben ist der neue Ritterschlag seiner beschimpften Ehre und zugleich die Sühnung für dein eignes Unrecht.

Die einzige Art ein Ehrengericht (es ist hier natürlich ganz und gar nicht von jenem die Rede, das zur Entscheidung über zweideutige Handlungen der Offiziere, wie z. B. in Preußen besteht) heilsam wirken zu lassen, ohne den ritterlichen Geist, die treuherzige Kameradschaft und das feinschneidige Ehrgefühl eines Offiziercorps zu gefährden, wäre vielleicht: jede

Ehrenſache nach bereits ſtattgefundenem Duell von ihm unterſuchen zu laſſen und, wo der Kampf muthwillig hervorgerufen wurde, wo der Anfang des Streites nicht weiter als bis zur Raufluſt eines bekannten Raufboldes zurückgeführt werden kann, wo ein oder der andere Theil ſich unmännlich, oder unritterlich benahm, oder ſeinen Fehler, trotz dem offenbaren und durch die Secundanten ihm bewieſenen Unrechte, hartnäckig nicht anders gutmachen wollte, da werde ſtrenge gerügt und rückſichtslos geſtraft. Aber beſteht nicht ſchon ein ſolches Ehrengericht in jedem Regimente, das von einem wahrhaft guten Geiſte beſeelt iſt?

Sobald übrigens nicht allein die gelehrten Herren, ſondern auch alle andern geſcheidten, nicht nur Kammern und Kanzelredner, ſondern auch alle Glieder unſers Standes ſich dem Ehrengerichte unterwerfen, will auch „der deutſche Soldat" mit der ihm zugefügten Beleidigung zu dieſem hohen Tribunale laufen, zwei zappelnde Finger aufwärts ſtrecken, wie ein Schuljunge, der es aus

Furcht für ſeine Höschen nicht länger aushalten kann, und die Fleckreinigungs-Geſellſchaft demüthig bitten, ihm den zufällig beſchmutzten Pelz wieder rein zu waſchen. Wenn wir einſtens all die Vorurtheile, die den Zweikampf hervorgerufen, ganz und gar abgeſchüttelt haben, wird wol kein vernünftiger Menſch mehr den Don Quixotte machen und mit eingelegter Lanze umherrennen; ſo lange aber die Urſache dieſes blutigen Gebrauchs nicht gehoben iſt, dürfte es ſchwer halten mit dem Abſchaffen der Wirkung, ſo lange noch in den Augen der Welt die Beleidigung dem Beleidigten zur Laſt fällt und nicht als unmittelbarer Schimpf auf den Beleidiger zurück, ſo lange bleibt der Zweikampf — unſerm Stande wenigſtens — Bedürfniß für die gekränkte Ehre.

Indeſſen, Erzieher des Zeitalters! erfindet was immer für ein Erſatzmittel des Duells, ſei es nun Fauſtkampf und Boxen, oder — wie in Grönland — eine Herausforderung auf ſatyriſche Geſänge, oder gar auf purgirende Pillen,

wie in Siam; nur trachtet, daß alle Ehrenhaften dieſes Surrogat in ihrer innern Ueberzeugung gelten laſſen. Jedes Duell iſt eine ernſthafte Sache und mit tragiſchem Ende für beide Theile traurig; der Ehrenmann ſucht den Zweikampf niemals auf, aber er weicht ihm auch nicht aus und ſtände Alles auf dem Spiele und drohte ihm Caſſation und Feſtung, ſeine Ehre iſt ihm lieber als Charge, Freiheit und Leben. Ob die Waffengefährten des „deutſchen Soldaten" mit ihm einverſtanden ſind, weiß er nicht, aber aus ſeiner innern Ueberzeugung hat er geſprochen; möglich iſt es freilich, daß er bis über die Ohren im Vorurtheile ſteckt.

Kriegertreue.

Treu im Wort, treu im Feld,
Lebt und ſtirbt leicht der Held.
Deutſche Sprichwörter.

„Haltet Treu' und Glauben!“ rief der ſterbende Albrecht von Habsburg, Vater des großen Rudolf (Rathhülf) ſeinen Söhnen zu, und Rudolf hielt das väterliche Wort in Ehren; denn trotz dem päpſtlichen Banne, blieb er ſeinem Kaiſer, Konrad IV., dem das Vaterland geſtorben und die Kirche eine Stiefmutter war, bis zu deſſen Tode treu und noch Jahrhunderte lang war in Deutſchland das Sprichwort: „Der hat nicht Rudolf's Redlichkeit.“

Wenn Ehre und Treue ganz und gar aus einem Staate entweichen, ſo finden dieſe Tugenden nicht ſelten noch eine Zuflucht bei den Fahnen. Mitten aus dem golddurſtigen, laſter-

haften, gefallenen Rom erſtanden die Heldenlegionen Cäſar's und Germanicus', die claſſiſchen Vorbilder der Heere für alle Zeiten. Aus dem byzantiniſchen Reiche, wo jede Männlichkeit zur feigſten Knechtſchaft verſchnitten war, zogen die hohen Geſtalten Beliſar's und Narſes', und Sieg, Ehre und Treue folgten ihren tapferen Scharen. Aus der falſchen, doppelzüngigen Republik von San Marco, als ſchon die Freiheit im Canal Orfano erſäuft und die Redlichkeit im furchtbaren Rathe der Zehne verkauft wurde; als bereits der Dolch des Banditen den Stab der Gerechtigkeit erſetzte und der ſelbſtſüchtigſte Despotismus ein Volk von Königen auf die Folter ſtreckte; — aus den blutgerötheten Lagunen ſchifften die herrlichen Seehelden: Dandolo, Piſani, Zeno, Capello, Peſaro und Moroſini, ehr- und pflichtgetreu und nicht rechnend auf den Dank des Vaterlandes und ihre gewaltigen Schläge erſchütterten zuerſt jene ungeheure Macht, die den Halbmond über ganz Europa zu erheben drohte. Während der finſtern Zeiten des Mit-

telalters, da ein zungenfertiger Geist des Mönchthums mit der weltlichen Macht in die Schranken trat, da Städte und Adel sich in den Haaren lagen und der Kaiser Max von den beiden Trotzköpfen Selbitz und Berlichingen ausrief: „Was ist das? Heiliger Gott! der Eine hat nur eine Hand, der Andere nur ein Bein, wenn sie erst zwo Hände und zwo Beine hätten, wie wolltet ihr dann thun?“ — während der ganzen furchtbaren Zeit des Faustrechts glänzt die Treue als ritterlichste Tugend unter den Waffen hervor und Untreue gegen den Kaiser zog die Reichsacht für Kinder und Kindeskinder nach sich: „Sie sollen sein in ewiger Armuth und Dürftigkeit behaftet; ihr Leben soll beschwerlich sein und ihr Tod kurzweilig und ergötzlich.“ Und selbst noch in unserer Zeit trat aus der Hefe der grausamsten, zügel- und herzlosesten aller Revolutionen Napoleon mit seinen Braven der Braven und erbeutete Kronen, und was man auch seinem unersättlichen Ehrgeize (der jährlich zweimalhunderttausend Menschen zu ver-

zehren hatte) und seiner Regierung, diesem Hohne der Freiheit, vorwerfen mag, an seinen Adlern hing der Ruhm, in den Herzen seiner Truppen wohnte die Kriegerehre und in ihrem vive l'empereur flammte die Begeisterung einer Treue bis zum Tode.

Kriegerehre besteht nicht ohne Kriegertreue und diese ist die festeste, unverbrüchlichste und unerschütterlichste Anhänglichkeit an Denjenigen, der mit unserm Eide das Recht über unser Leib und Leben hat. Ohne Treue gilt der Soldat nicht mehr als das kampflustige Pferd, das ihn trägt und steht kaum höher als der Elephant des Alterthums, der, durch Branntwein zu Muth und Wuth berauscht, mithalf Schlachten zu gewinnen, aber gefangen dem Feinde gleiche Dienste that. Jener Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, ist durch die Geschichte gebrandmarkt, da er seinen König verrieth. An den Ufern der Sessia war es, wo er bei Verfolgung des Feindes auf den sterbenden Bayard traf, der, gefallen in seiner Pflicht und Treue, das brechende

Auge dem Sieger entgegen wandte. Mit Thränen bedauerte dieſer des Helden Schickſal, aber der Ritter ohne Furcht und Tadel antwortete ihm: „Nicht mich beklagt, o Herr! ſondern Euch ſelbſt, der Ihr treulos die Waffen gegen Euern Herrn und König tragt.“ Und tief ins Herz und ins Gewiſſen mögen dem Verräther die Worte gedrungen ſein, er ſuchte den Tod und fand ihn bei der Erſtürmung von Rom.

Kriegertreue wankt nicht aus Furcht und verachtet die Lockung eines Judasſoldes. Murad Bei, der tapfere Mamelucken-Fürſt, der ſpäter durch das Gift der Peſt (oder Mehmed Ali's) ſtarb, war einer der erbittertſten Gegner der Franzoſen in Aegypten; ſobald er aber mit Kleber den für dieſen ſo günſtigen Vertrag eingegangen, konnten ihn keine Verſprechungen der Engländer, noch Drohungen der Pforte zum Treubruch bewegen. Wer kennt nicht die barſche Antwort Zryni's, als er in Szigeth von Soliman die ſchriftliche Belehnung von Kroatien erhielt: „Der Wiſch iſt gut zum Pfropfen für

eine Piſtole.“ Treue für das rechtmäßige Herrſcherhaus war es, das den Marquis von Beauharnais ermuthigte, den erſten Conſul zur Zurückgabe des franzöſiſchen Scepters an die Bourbons zu bewegen; und Treue für ſeinen Kaiſer und ſeinen Eid beſtimmte ſpäter deſſen Neffen, den edeln Eugen von Leuchtenberg (dem man das Großherzogthum Genua unter der Bedingung antrug, ſich mit den Alliirten zu verbinden), dem ruſſiſchen Alexander zu ſchreiben: „Eher ſoll mein Degen in meiner Hand zerbrechen, ehe ich Napoleon verrathe;“ ja, als ihn die Commiſſaire überreden wollten, wenigſtens ſeiner Nachkommenſchaft wegen die Krone anzunehmen, ſprach er das denkwürdige Wort: „Mein Sohn wird einen Thron verſchmerzen, doch niemals die durch Untreue befleckte Ehre ſeines Vaters.“

Die Geſchichte erzählt uns allerdings von manchen glänzenden Verräthereien, entſchuldigt oder gar gebilligt von der öffentlichen Meinung durch den Drang der Umſtände und des Augen-

blicks; allein, ob ſie auch wohlthätig für die Menſchheit gewirkt haben und für das allgemeine Beſte nothwendig erſchienen, der Soldatenehre waren ſie ſtets zuwider. Nur der Landesherr, dem wir die Treue zugeſchworen, kann uns des Eides entbinden, keine plötzlich auftauchende Regierung vermag unſere Huldigung zu fordern, bevor die frühere ihre Anſprüche nicht aufgegeben, wir müſſen ihre Sache vertheidigen bis zum letzten Athemzug und mit ihr fallen und untergehen, ſo will es die Kriegerehre und die Kriegertreue. Deshalb ſteht der wie ein Miſſethäter erſchoſſene Zurbano in der Achtung des Soldaten höher als all' die eidwechſelnden Helden-Ueberläufer des pyrenäiſchen Bürgerkriegs, deſſen Ende vielleicht doch unſere Enkel erleben werden. Des fränkiſchen Großhofmeiſters Pipin himmelſchreiender Treubruch an dem weibiſchen Childerich konnte damals durch den Willen des Himmels, d. h. durch des Papſtes feierlichen Ausſpruch: „Derjenige muß auch König heißen, der deſſen Gewalt hat"

vor den Augen der Völker als gültig erklärt werden, aber dies doppelzüngig gewichtige Wort brachte doch, wenn auch erſt nach Jahrhunderten, ſeinen Fluch mit ſich.

Ebenſo verrätheriſch und treuvergeſſen handelte die Ritterſchar Ludwig's des Frommen, die, der neuen Sonne huldigend, zu des Königs rebelliſchen Söhnen überging, weshalb die Nachwelt dem Orte, wo dieſes geſchah, den Namen Lügenfeld verlieh; aber ein rührendes Beiſpiel der Treue gaben jene böhmiſchen Ritter, die in der Schlacht von Crecy unter Philipp VI. von Frankreich ihren blinden König Johann durch das Handgemenge zu bringen ſuchten. Nach dem Kampfe fand man Herr und Diener nebſt ihren zuſammengekoppelten Pferden todt auf der Wahlſtatt; doch gute Hiebe mußten die wackern Czechen geführt haben, denn ein Wall feindlicher Leichen lag um ſie her. Kriegertreue gebietet ferner, daß wir unſer eigenes Intereſſe dem unſers Herrn und Fürſten unterwerfen, daß wir perſönliche Verhältniſſe und unſer politiſches

und religiöſes Glaubensbekenntniß vergeſſen über dem Fahneneſchwur, denn nur das Ehrloſe wird der Mann von Ehre niemals thun, aber für das Ehrloſe leiſtet er auch keinen Eid.

Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiſer wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu ſprechen was es will.

Friedrich II., Landgraf von Heſſen-Kaſſel, der um zweiundzwanzig Millionen Thaler zweiundzwanzig Tauſend ſeiner Landeskinder, im Kriege gegen Nordamerika, nach England verkaufte, bot dem berüchtigten zweiten Trenk das Commando über ein Regiment an; dieſer ſchrieb ihm zur Antwort: „Mein Blut wallt nur für die Freiheit. Nie werde ich helfen Sklaven zu machen, ich würde alſo mit Dero braven Grenadieren ſicher die Partei der Amerikaner ergreifen.“ Wenn dieſer Brief wirklich aus dem Herzen des bekannten Abenteurers entſprang und nicht blos eine Laune ſeines zweideutigen Charakters war, ſo iſt er allerdings ein Zeuge ſeiner Menſchenliebe und Freiſinnigkeit, aber zugleich auch ein ſprechender Beweis, daß dem

Manne, der das Uebergehen zum Feinde faſt wie eine Ehrenſache behandelt, Eid, Treue und Pflichtgefühl nichts, und ihm die wahre Kriegerehre gänzlich fremd war.

Wer freiwillig mit Gut und Blut für die höchſten Güter der Menſchheit ringt, wie Waſhington, Laffayette und Kosciusko, dieſe heiligen Dreikönige und Geburtsverkünder einer neuen Zeit, der mag Triumphbögen und Bürger-Kronen verdienen; wer aber unter der Fahne ſeines Landesherrn, gegen deſſen Wunſch und Willen, ſeiner eignen Meinung folgt, der iſt ein Meineidiger, ein Schändlicher, und dem gebührt der Galgen.

Die Kraft des Volkes beruht auf dem Willen des Volkes, wie die Schweiz, Griechenland, die Niederlande und Tirol, als ſie heldenmüthig für die Freiheit ihres Herdes ſtritten, genugſam bewieſen; aber die Kraft des Heeres beſteht vor Allem auf ſeiner von jeder perſönlichen, politiſchen und religiöſen Rückſicht geſonderten Kriegerehre, die ohne Treue nicht denk-

bar ist. Wie einst in Venedig dem päpstlichen Gesandten zur Antwort ward: „Wir sind Venetianer und dann erst Christen", so sind wir auch zuerst Soldaten und dann in Gottes Namen Väter, Brüder, Landsleute, Protestanten, Aristokraten oder Weltbürger.

Das „warum geschlagen wird" ist Sache des Regenten; es wird die Stunde kommen, da er einem Höhern für Recht und Unrecht Rechenschaft geben muß und die Weltgeschichte, die bei unsern Königen die Stelle des sonstigen Todten-Gerichtes in Aegypten einnimmt, die erst auf dem Grabe der Fürsten ihr unparteiisches Urtheil zollt und die Lobhudelei beim wahren Namen nennt, die Weltgeschichte wird dann die Erdengötter richten. Unsere Sache ist: muthig, unverdrossen und standhaft für den Sieg zu streiten und auszuhalten in Noth und Tod. Kriegerehre steht über jede andere, Herrendienst geht vor Gottesdienst und — wie ein altdeutsches Sprüchlein sagt: Kaisergut vor eignem Blut.

Herr!" ſagte der anweſende Hofmeiſter zu dem Prinzen, „dieſer Mann führt Eure Heere an, welchen Lohn gebt Ihr ihm?" Da ſchenkte der kleine König ſeinem Feldherrn einige Kupfermünzen, und Giskra trug ſie bis zum Tode um den Hals, und ſie waren ihm der größte Schatz, als ehrende Erinnerung ſeiner Treue.

Die treue, aufopfernde Hingebung des General Bertrand, der ſeinen unglücklichen Kaiſer nach Elba und St. Helena begleitete, wird, gleich der Anhänglichkeit des Sängers Blondel an den löwenherzigen Richard, vielleicht erſt in ſpätern Liedern und Sagen würdig genug erkannt werden.

Ein glänzendes Beiſpiel von Kriegerehre und Kriegertreue gibt das ganze Leben des alten Helden Chaſſé, von Napoleon, ſeiner Vorliebe zur blanken Waffe wegen, der Bajonnet-General, von ſeinem König aber Papa Chaſſé genannt. Treu ſeinem Vaterlande, treu ſeinem Kaiſer, trat er nach Napoleon's Abdankung in die Dienſte des Königs der Niederlande und

konnte ſich ſchon bei Waterloo der beſondern Auszeichnung Wellington's rühmen. Im Jahre 1830 aber leuchtet Chaſſé als Juwel der unerſchütterlichſten Treue mitten aus jenem Moraſte von Verrätherei, der ſeinen Herrn umgab. Den wichtigſten Stein ſeines Diadems, Antwerpen, vertraute der König dem alten Helden an und als die revolutionaire Partei mit Uebermacht die Stadt ſtürmte, zog er ſich mit den holländiſchen Truppen in die Citadelle zurück. Von hier aus, da das ſieg- und hochmuthtrunkene Volk den Waffenſtillſtand brach, lehrte er dem Pöbel durch eine ſiebenſtündige Kanonade, welche Häuſer und Magazine in Trümmer und Aſche warf, wie man Treu' und Glauben halten ſolle. Zwei Jahre lang hielt ſich Chaſſé auf ſeinem Adlerhorſte und noch drei Wochen gegen die Rieſengeſchütze der Franzoſen und erſt, als das Fort bereits zur Ruine zuſammengeſchoſſen war, übergab er den Schutt.

Der weiſe Alphons, König von Leon und Caſtilien, der „die Erde verlor um den Him-

mel feſtzuhalten", dachte ſchlecht von der Kriegertreue; er pflegte zu ſagen: „es wäre keine Feſtung unüberwindlich, wenn ſolche nur eine ſo große Oeffnung hätte, einen mit Gold beladenen Mauleſel hinein zu ſchieben;" aber das Schickſal dieſes unglücklichen Fürſten war auch nicht darnach, um den Glauben an die Rechtlichkeit der Menſchheit feſtzuhalten. Bald hatte er mit argliſtigen, verkäuflichen Mauren zu kämpfen, bald mit dem verderbten, ſtörriſchen Adel, und — von Freunden und ſeinem Heer verlaſſen, raubte ihm endlich ſein eigener Sohn die Krone. Dem deutſchen Krieger gibt die Geſchichte ein ehrenvolleres Zeugniß der unbeſcholtenſten, echten Degentreue. Wo irgend im Welſch- oder Franken-Lande ein Regent Niemandem mehr trauen konnte (höchſtens noch ſeinem Hofnarren, nicht ſelten der einzige Freund ſeines Herrn), da entlieh er ſich deutſche Kämpfer zu ſeiner Leibwache. „Der König hat uns wohlgethan, laßt uns ſterben für ihn!" rief der wackere Jakob von Ems im Tode, und in

Neapel, Rom, Genua und Paris, wo deutſche Fäuſte in gutem Anſehen ſtanden, ward deutſche Treu' und Redlichkeit zum Sprichworte. Von der Marchfeldſchlacht des habsburgiſchen Rudolf bis zu jener Erzherzog Karl's ſtarben neunzehn Fürſtenberge den Heldentod fürs Vaterland. Von fünfzehn Trautmannsdorfen, die damals gegen Ottokar, den „ringsgefürchteten Leuen", geſtritten, blieb nur einer am Leben und dieſer Eine fiel vierzig Jahre ſpäter mit zwanzig ſeines Namens in der Schlacht bei Mühldorf unter Friedrich dem Schönen. Herrliche Namen ſind es, die immer glorreich wiederkehren in der Geſchichte Deutſchlands; aber ſeit einem Jahrtauſend hat Oeſtreich ſeine blitzendſten Juwelen in ſeiner Krone, ſeine Lichtenſtein und Dietrichſtein, ſeine Schwarzenberg und Auersperg, ſeine Königseck und Harbegg und ſein getreues Haus Palffy mit vierundneunzig vor dem Feinde gebliebenen Söhnen.

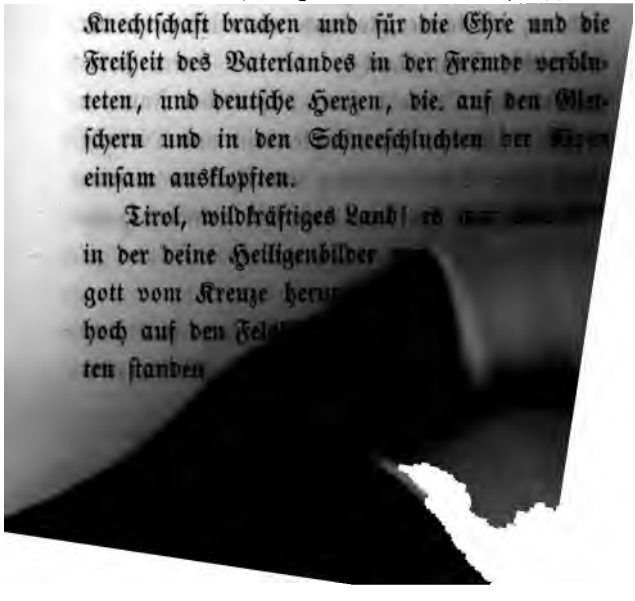
Karl V. ſagte: er wünſche ſich in ſeinem Heere ſpaniſche Arme, italieniſche Köpfe, aber

deutſche Herzen, und deutſche Herzen waren es, die bis zum letzten Schlage bei ihren Fürſten ausdauerten; die päpſtliche Verdammungsbulle traf den Kaiſer und bedrohte auch den Unterthan mit zeitlicher und ewiger Pein, wenn er ſich nicht losriß vom Landesherrn, aber er hielt feſt, denn er fürchtete weniger den Schrecken des Bannſtrahls als den Fluch der Treuloſigkeit; und deutſche Herzen waren es, die durch zwanzig Jahre des hartnäckigſten Krieges dem geliebten Herrſcherhauſe übermenſchliche Opfer brachten, deutſche Herzen, die im Schimpf der Knechtſchaft brachen und für die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes in der Fremde verbluteten, und deutſche Herzen, die auf den Gletſchern und in den Schneeſchluchten der Alpen einſam ausklopften.

Tirol, wildkräftiges Land! es war eine Zeit, in der deine Heiligenbilder weinten, dein Herrgott vom Kreuze herunterwinkte und nächtlich, hoch auf den Felsklippen, ernſtmahnende Geſtalten ſtanden, als ſeien die Geiſter Martin Ster-

zing's und ſeiner Getreuen ihren hundertjährigen Gräbern entſtiegen, und deine feſten und frommen Herzen verſtanden die Thränen, Wunder und Winke. Der Schuß, der dem Sandwirth in die patriotiſche Bruſt krachte, widerhallte in den Bergen von Thal zu Thal und ganz Deutſchland hörte ihn. Zerſtäubt iſt lange die Aſche deiner Hofer, Straub und Speckbacher, aber deine Treue, du biederes, einfaches Hirten- und Heldenvolk, wird ewig leben und der Kriegerſtand ſpiegle ſich daran!

deutſche Herzen, und deutſche Herzen waren es, die bis zum letzten Schlage bei ihren Fürſten ausdauerten; die päpſtliche Verdammungsbulle traf den Kaiſer und bedrohte auch den Unterthan mit zeitlicher und ewiger Pein, wenn er ſich nicht losriß vom Landesherrn, aber er hielt feſt, denn er fürchtete weniger den Schrecken des Bannſtrahls als den Fluch der Treuloſigkeit; und deutſche Herzen waren es, die durch zwanzig Jahre des hartnäckigſten Krieges dem geliebten Herrſcherhauſe übermenſchliche Opfer brachten, deutſche Herzen, die im Schimpf der Knechtſchaft brachen und für die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes in der Fremde verbluteten, und deutſche Herzen, die auf den Gletſchern und in den Schneeſchluchten der [illegible] einſam ausklopften.



Tirol, wildkräftiges Land! [illegible]
in der deine Heiligenbilder [illegible]
gott vom Kreuze herun[illegible]
hoch auf den Fel[illegible]
ten ſtanden

Tapferkeit.

So wehr' ich mich ohn' alle Scheu,
Reiß' und beiß' wie ein brüllend Leu,
Daß, wenn ich mich nicht soll erwehren,
Doch sterben mag für'm Feind mit Ehren.
Froschmäußler.

Die Blume der Mitte, nämlich das chineſiſche Reich, ſtellt faſt zwei Millionen ſtreitbare, aber ſtreitunfähige Männer; denn ob ſie auch das Pulver früher noch als die Deutſchen erfunden haben, ſo wiſſen ſie es doch nicht viel beſſer zu verknallen als bei Kunſtfeuerwerken. Ihre Waffenübungen beſtehen darin: in großen Maſſen, mit einer Art Ameiſenbehendigkeit, zu Roſen- und Tulpenformen zuſammenzulaufen und ſo das Auge Seiner ſchwefelgelben Majeſtät, des Sohnes des Himmels, zu letzen. Liſt und Verſchlagenheit gelten ihnen als einzige

moraliſche Kriegereigenſchaften, der Muth iſt durchaus verboten, Kühnheit verdient das Bambusrohr und Verwegenheit wird, wie ein ſchimpfliches Verbrechen, ſogar mit dem Tode beſtraft. Da hatte das kleine Häuflein der „rothhaarigen Barbaren", bei denen das Sprichwort im Schwunge geht: „Mannheit iſt ſtärker als Männigkeit" und deren brave Herzen ebenſo vieler Kanonen werth ſind, allerdings leichteres Spiel als in Sind und Beludſchiſtan, wo ſich die Tapferkeit der Tapferkeit gegenüberſtellt und der Feind den Muth noch ſchwerer ſinken läßt als ſeine Waffen.

Muth ſcheint bei den alten Deutſchen die einzige Tugend geweſen zu ſein, die den Himmel verdiente, Feigheit war ihnen das ſchändlichſte Laſter. In Walhalla, mit den Helden Odin's, verbecherten die im Kampfe gefallenen Krieger ein Leben voll Glück und Wonne; aber ins Schattenreich, zur finſtern Hela, wo Eiskälte der Wohnort, Hunger die Schüſſel, Mangel das Meſſer und Auszehrung das Bett war,

Tapferkeit.

So wehr' ich mich ohn' alle Scheu,
Reiß' und beiß' wie ein brüllend Leu,
Daß, wenn ich mich nicht ſoll erwehren,
Doch ſterben mag für'm Feind mit Ehren.
Froſchmäußler.

Die Blume der Mitte, nämlich das chineſiſche Reich, ſtellt faſt zwei Millionen ſtreitbare, aber ſtreitunfähige Männer; denn ob ſie auch das Pulver früher noch als die Deutſchen erfunden haben, ſo wiſſen ſie es doch nicht viel beſſer zu verknallen als bei Kunſtfeuerwerken. Ihre Waffenübungen beſtehen darin: in großen Maſſen, mit einer Art Ameiſenbehendigkeit, zu [illegible] ſen- und Tulpenformen zuſamm[illegible] ſo das Auge Seiner ſch[illegible] des Sohnes des [illegible] und Verſchlagen[illegible]

moralische Kriegereigenschaften, der Muth ist durchaus verboten, Kühnheit verdient das Bambusrohr und Verwegenheit wird, wie ein schimpfliches Verbrechen, sogar mit dem Tode bestraft. Da hatte das kleine Häuflein der „rothhaarigen Barbaren", bei denen das Sprichwort im Schwunge geht: „Mannheit ist stärker als Männigkeit" und deren brave Herzen ebenso vie-
r Kanonen werth sind, allerdings leichteres
iel als in Sind und Beludschistan, wo sich
Tapferkeit der Tapferkeit gegenüberstellt und
Feind den Muth noch schwerer sinken läßt
eine Waffen.

uth scheint bei den alten Deutschen die
Tugend gewesen zu sein, die den Him-
ente, Feigheit war ihnen das schänd-
er. In Walhalla, [illegible] den Helden
rbecherten die im [illegible]
Leben voll G[illegible] allenen
[illegible] aber
[illegible]

wurden Diejenigen verwieſen, die den Tod nicht in der Schlacht fanden, oder beſiegt ſich nicht ſelbſt tödteten.

Muth iſt das Bewußtſein eigener Kraft, jene feſte Zuverſicht, wie Schiller's Moor ausrufen zu können: Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt. Muth iſt die heiße Begier, die Kraft zu erproben und die Seelenſtärke im Unternehmen, Ausdauern und Ertragen. Furchtloſigkeit — oft eine Folge von Unkenntniß der Gefahr, von moraliſcher Indolenz, von Spleen oder Phlegma — iſt noch nicht Muth, und dieſer (im militairiſchen Sinne) noch nicht Tapferkeit. Für den Krieger iſt der Muth nicht mehr als Schuldigkeit und Pflicht, Tapferkeit aber Tugend, und ein kriegeriſches Volk, wie die Römer, hatte für beide Begriffe nur einen Ausdruck: virtus.

Der tapfere Soldat weiß den Muth feſtzuhalten, er hat die Standhaftigkeit, Dasjenige aus- und durchzuführen, was ihm befohlen wurde, oder was er für nothwendig erkannte; er trifft ſtets den rechten Augenblick, ſein Leben

in die Schanze zu ſchlagen, aber er thut es niemals ohne Verſtand und iſt Löwe und Fuchs zugleich.

Todesverachtung hat auch der Wilde, wenn ihm der Mund nach den Menſchenbraten wäſſert, die er nach dem Siege zu verzehren denkt; Muth beſitzt auch das Weib, wenn es als Mutter zur gereizten Tigerin wird und als Gattin oder Jungfrau mit dem geliebten Manne leidet und ſtirbt; kühn ſind auch alle die ſchlechten Seelen und Schützen, die dem Friedens-Napoleon in den Tuillerien um die Ohren knallen; verwegen ſind endlich auch die Seiltänzer und Dachdecker; aber tapfer iſt nur der Soldat.

Unnöthiges Lebenswagniß in der Schlacht heißt Tollkühnheit; ſie kennt keine Ueberlegung, oft nicht einmal den Gehorſam und bringt ſelten Nutzen, aber meiſtens ſo viel Schaden als die Unentſchloſſenheit. Karl XII., der ſeine Kriegereigenſchaften faſt bis zur Carricatur übertrieb und ſich in Varnitza (auf der türkiſchen „Löwenjagd") zuerſt wie ein Held, dann wie

ein überwältigter Bandit vertheidigte, und endlich wie ein boshaft zappelndes Kind wehrte, wird von der Geſchichte nur deshalb der königliche Abenteurer genannt, weil bei ihm Muth und Klugheit in keinem Gleichgewichte und er tapfer war, wo er es nicht hätte ſein ſollen.

Blinde Herzhaftigkeit, das ſogenannte Draufloſsgehen, gebührt dem untern Soldaten, der im Kriege mehr oder weniger Maſchine iſt; zu des Offiziers Eigenſchaften gehört der Muth eines unternehmenden Geiſtes, eine unbeugſame, durch kein Unglück zu erſchütternde Standhaftigkeit, Ruhe im Kampfe, ſchnelle Entſchloſſenheit in der Gefahr, und das iſt Tapferkeit. Aber es kommt wol auch der Augenblick, in dem ſelbſt der Feldherr zeigen muß, daß ihm das Herz am rechten Flecke ſitzt. Chriſtian Lobkowitz warf ſich in dem Treffen bei Saar ſeiner weichenden Truppe entgegen und ſtieß drei Hauptleute, die ſeiner Stimme nicht gehorchten, mit eigener Hand nieder. Prinz Eugen ſteigerte ſeine Tapferkeit nicht ſelten bis zur Verwegenheit und ſchon

seine dreizehn Wunden bezeugen zur Genüge, daß er kein Feuer scheute; aber die kaltblütigste Besonnenheit verließ ihn nie, selbst nicht bei dem heldenmüthigen Pagenstreich vor Belgrad, da er der Erste die Bresche hinauflief.

Der „deutsche Soldat" errinnert sich einer Anekdote, die ihm — er weiß nicht mehr — über Chasteler, den Hormayr den östreichischen Ritter ohne Furcht und Tadel nennt, oder über den umsichtigen, kühnen Hiller erzählt wurde. Der General gewahrte nämlich beim Abreiten seiner Vorposten, daß ein Häuflein Jäger, welches ein kleines Haus an einem besonders wichtigen Punkte besetzt hatte und dadurch zur Zielscheibe der feindlichen Schützen wurde, zu wanken anfing. Er stieg vom Pferde und begab sich selbst an die gefährliche Stelle. „Nicht ans Fenster, Ew. Excellenz!" rief ihm der Offizier zu, aber Jener, während die Kugeln neben ihm einschlugen, antwortete: „Fürchten Sie sich? Ich nicht!" Der französische Commandant, solche Todesverachtung bewundernd, hieß mit dem

Schießen inne halten, ließ ſeine Leute präſentiren und ſalutirte vor dem Helden. Der General dankte freundlich hinüber, ſaß zu Pferde und ritt langſam weiter, aber die Jäger hielten tapfer aus bis in die ſinkende Nacht.

Jedes Heer hat ſeine Helden, allein die Einſicht von oben muß ſie zu finden und zu brauchen wiſſen. Wallenſtein verſtand es, Iſolani und Holk ihre Rollen zuzutheilen; Friedrich der Große hatte die Marwitz und Winterfeld für den Gedanken, die Ziethen und Seidlitz für die That und einen Prinz Heinrich, einen Ferdinand von Braunſchweig für Beides, und Napoleon verwendete Murat und Ney ganz anders als Berthier und ſeinen Freund Beſſières. Alle Völker ſind mehr oder weniger brav und feig, je nachdem ſie angeführt werden: die Franzoſen haben ihr Roßbach ſo gut als ihre Pyramidenſchlacht; die Engländer ihr glorreiches Blenheim, wie das ſchimpfliche Wettrennen von Patay; auch die Neapolitaner, dieſe Haſen aller Zeiten, fochten wie Löwen unter Speziale und dem

Cardinal Ruffo, und welch Heldenvolk waren ſelbſt die Juden unter Joſua, David und Makkabäus; freilich iſt es lang her ſeitdem!

Bei Morgarten, bei Sempach, Näfels, Murten und Nancy ſiegten die ſchweizeriſchen Hirten über Herrn und Ritter, aber bei Pavia ſind ſie „mit großem Spott geflohen, auff die Knie gefallen, die Wehr von ihnen geworffen und gnad begehrt," erzählt Herr Georg von Frundsbreg.

Bei Pharſalus ſtritt der Römer gegen den Römer, Pompejus und ſein Ruhm gegen Cäſar und ſein Glück; auf beiden Seiten die ſtolzen Legionen, die Beſieger der Welt; auf beiden Seiten kampfglühende Hülfstruppen, Herz gegen Herz, Tapferkeit gegen Tapferkeit, Ehrgefühl gegen Ehrgefühl, dennoch endete die Schlacht für Pompejus durch die Flucht. „Ins Geſicht haut!" rief Cäſar ſeinen Cohorten zu und die eleganten jungen Herrn, Narben und Schrammen fürchtend, gaben lieber den Sieg am Schlachtfelde auf als jenen bei den ſchönen römiſchen Damen.

Feigheit — als unverſchuldeter Mangel an Muth, als angeborene, unfreiwillige Schwäche und inſtinctartiger Drang Leben und Geſundheit in Sicherheit zu bringen — kann zwar dem ruhigen, friedlichen Bürger nicht als Verbrechen angerechnet werden, aber in unſerm Stande verdient ſie immer den Tod, weil der feige Soldat unwürdig iſt länger zu leben.

Wer bei den alten Deutſchen ſeinen Schild im Stiche ließ, der war ausgeſchloſſen von den Volksverſammlungen und dem Gottesdienſte; den wirlich Feigen aber erſtickte man im Schlamm, damit er den Augen ſeiner braven Gefährten auf immer entzogen würde. In Frankreich ſchnitt man ſonſt den Ausreißern Naſe und Ohren ab und nagelte dieſe an den Galgen; in Dänemark war der Feldflüchtige Zeit ſeines Lebens vogelfrei und nach dem ältern holländiſchen Kriegsrecht war ſelbſt jeder gemeine Soldat berechtigt, ſeinen fliehenden Kameraden auf der Stelle niederzumachen. Der deutſche Landsknecht, dem die Feigheit bewieſen werden konnte, verfiel dem

Tode durch das Spießrecht; in Preußen mußte der „Schröckhaſe" drei Tage hintereinander Gaſſen laufen und erlebte ſelten das dritte Mal, und wenn auch heutigen Tags derlei barbariſche Strafen aus dem militairiſchen Geſetzbuche ausgeſchloſſen ſind, ſo trifft doch noch bis zur Stunde die ſchimpflichſte Strafe, der Strang nämlich, das ſchimpflichſte Verbrechen, deſſen ſich der Soldat theilhaftig machen kann.

Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oeſtreich, Biſchof zu Paſſau, Straßburg, Olmütz und Breslau, Hoch- und Deutſchmeiſter und kaiſerl. Generaliſſimus, ſtellte im Jahre 1642. ein grauenhaftes Beiſpiel militairiſcher Gerechtigkeit auf. Er hatte die Schweden aus Schleſien und durch die Lauſitz bis nach Sachſen gedrängt; hier war es, wo in der blutigen Schlacht bei Breitenfeld ſeine Truppen ſich „des abſcheulich ſpöttlichen Laſters des Ausreißens" theilhaftig machten, namentlich das Mablov'ſche Reiterregiment zuerſt das Feld verließ und weder durch das heldenmüthige Beiſpiel des Feldherrn, noch

durch ſeine und anderer ehrlichen Generale und Oberſten Bitten und Drohungen zum Stehen gebracht werden konnte. Einige Zeit nach der Schlacht ließ der Erzherzog ſämmtliche Fähnlein ausrücken, nahm das Madlov'ſche Regiment in die Mitte und befahl ihm abzuſitzen und die Waffen niederzulegen. Darauf wurden die drei Stabsoffiziere dem Kriegsrecht übergeben, die Fahnen durch den Scharfrichter verbrannt, die Degen zerbrochen, aus den Regimentskanonen Galgennägel geſchmiedet, die Rittmeiſter und Lieutenants mit dem Schwerte hingerichtet, die Cornetts, alle Unteroffiziere und von den Gemeinen jeder zehnte Mann auf freier Landſtraße aufgeknüpft, die Uebrigen für offenbare Meineidige, Schelme und Böſewichter erklärt und der Name dieſes Regiments „aus der löblichen Armee vertilgt und ausgerottet."

Ein zweites Beiſpiel dieſer Art iſt die im Jahre 1693 erfolgte Ehrlosmachung des General-Feldmarſchall-Lieutenant von Heitersdorf (welcher die Stadt und Feſtung Heidelberg

ohne sondere Noth an die Franzosen übergeben) „und ist derselbe zwar ad mortem condemnirt worden, aus sonderbahrer Gnad aber Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, des Herrn Marggrafen von Baaden-Baaden, ihme das Leben, jedoch auf seine gethane selbsteigene Wahl geschenkt, und nachdeme man demselben das Ordenskreuz vom Halß gerissen, den Degen, wie gebräuchlich, zerbrochen, wurde er vom Scharphrichter seinen Knechten übergeben, die ihn mit ein paar Maulschellen empfingen und auf einem Schinderkarren, in dem Kaiserlichen und der Hoch-Allirten Feld-Läger bey Heylbrunn durch die gantze Armee und außer Land geführt". Welcher ehrliebende Soldat hätte da nicht tausendmal den Tod vorgezogen?

Im Jahre 1704 ist wegen Uebergabe des Schlosses Altsohl an die Türken folgendes Urtheil gesprochen worden: Obristlieutenant Peter von Guethem, als Commandant, vom Leben zum Tode mit dem Schwerte hingerichtet, die Hauptleute Schwabelecker und Ackel ihrer Charge

entſetzt und ein halbes Jahr Profoßenarreſt in Eiſen.

Im ſelben Jahre wurde Graf Arco, Commandant zu Alt-Breiſach, aus gleicher Urſache enthauptet und General Marſigli mit Zerbrechung des Degens aller Ehren und Aemter entſetzt.

Während des öſtreichiſchen Erbfolgekriegs übergab Platini, der bairiſche Commandant des paſſauer Caſtells Oberhaus, daſſelbe ohne Schwertſtreich dem Feldmarſchall-Lieutenant Graf Khevenhüller, wofür ihm ſpäter der Prozeß gemacht und ihm der Kopf vor die Füße gelegt wurde.

Und ebenſo traurig war das Schickſal des Grafen Ferdinand Hardegg, der Raab zwar männlich gehalten, aber ohne die äußerſte Noth übergeben hatte. Ihn rettete nicht, daß er einer Familie angehörte, die ſeit dreihundert Jahren in unerſchütterlicher Treue dem Kaiſerthrone nahe ſtand; auf ſchwarzbehangenem Blutgerüſte am Hof zu Wien verlor er im Jahre

1595 die rechte Hand und den Kopf durch das Henkerſchwert.

Es iſt pſychologiſch merkwürdig, wie verſchiedenartig ſich Muth und Feigheit (abgeſehen von jenen in Ertragung körperlicher und moraliſcher Leiden) in einer und derſelben Perſönlichkeit ausſprechen und heterogen gegenüberſtehen können, Leute, die zu Pferde ihren beſten Hals mit kaltem Blute an einen Planken- oder Grabenſprung ſetzen, ſind kaum bis über die Knöchel ins Waſſer zu bringen; Andere, die ſich für ihr Leben gern auf Fechtböden herumtreiben, verlieren doch gleich die Schneide, ſobald ihr Säbel eine hat; Helden in der Schlacht beben in der Dunkelheit vor einem aufgehangenen, vom Winde bewegten Leinentuch und dem keckſten Krakeeler, der vor einer auf ihn gerichteten Piſtole keine Augenwimper rührt, winſeln die Gedärme, wenn die Kanonen ernſthaft brummen. Karl XII., tollkühn bis zum Wahnſinn, zitterte vor einem Krebſe; dem Friedländer brach der Angſtſchweiß aus, ſobald er einen Hahn krähen

hörte; Ulrich von Hutten, die Geißel aller mittelalterlichen Esel, verlor die Besinnung, als er den ersten schreien hörte, und Pappenheim, den Gustav Adolf vorzugsweise den Soldaten nennt, der bei Magdeburg voran auf dem Walle war, der bei Leipzig siebenmal den Kampf erneuerte und an dessen Leichnam über hundert Narben gezählt wurden, erblaßte im Todesschreck, als er erfuhr: Tilly habe den Kriegsrath im Hause des Todtengräbers versammelt. Und wenn nun die berühmtesten Helden so sonderbare Abneigungen hatten, warum soll es nicht auch Menschen geben, die, wie Jakob I., in Ohnmacht fallen beim Anblick eines entblößten Degens? Es ist ein ganz erklärbarer Widerwille gegen das Pfeifen der Kugeln, ob sie auch lange nicht so sicher treffen als in Sodoma die Steine, auf denen die Namen Derjenigen eingebrannt waren, die erschlagen werden sollten. Aber freilich auf das Schlachtfeld taugt solch eine angeborene Abneigung ganz und gar nicht, da bringt die Furcht vor dem Tode geradezu an den Galgen.

„Laßt euch todtſchießen, oder ich laß euch aufhängen!“ rief Wallenſtein ſeinen Kriegern zu.

Die eigentliche Kampfluſt — geſtehen die alten Soldaten — ſpricht ſich nicht immer gleich lebhaft aus; ſelbſt der Tapferſte iſt nicht jeden Tag derſelbe Held, und Napoleon behauptete: man ſoll nicht ſagen Dieſer oder Jener iſt brav, ſondern Dieſer oder Jener iſt da und da brav geweſen. „Es kann nicht ein Jeglicher das Gepölder leiden“, ſagt Herr Lazarus Schwendi, die erſte Bombe, die neben dem Neuling einfällt, macht beſondere Wirkung, die Feldſcherer verbieten an Schlachttagen nichts ſtrenger als unreifes Obſt und ſauere Milch und alte Soldaten ſehen das Kanonenfieber der jungen, wie Seeleute die Seekrankheit, als unvermeidlich an. Bei der Belagerung von Schweidnitz durch König Friedrich hatte eines ſeiner Regimenter ſo kindiſche Burſche in ſeinen Reihen, daß ſie bei einem feindlichen Ausfall aus Furcht zu weinen anfingen. Ihr alter Oberſt rief ihnen zu: „Weint Kinder, ſo viel ihr wollt, aber

ſchießt, ihr Sakermenter, dann wird Alles gut gehen!" Und bei Lützen, im letzten Freiheitskriege, waren es doch gerade die jungen Preußen, die durch ihre Unerſchrockenheit die Bewunderung von ganz Europa erregten, ob ſie auch das Schlachtfeld zum erſtenmale betraten.

Der Ehrgeiz unterſtützt die Nerven; die Tapferkeit des Kriegers hat ihre Wurzel tiefer als im perſönlichen Muthe, nämlich im Pflicht- und Ehrgefühl, und wenn da nichts wackelt, ſo ſteht der ganze Mann wie eine Mauer. Carrion Niſas erzählt darüber eine hübſche Anekdote: Ein gewiſſer General bemerkte während der Schlacht einen Oberſten vor der Fronte ſeines Regimentes, deſſen Geſichtsfarbe ihm bläſſer als gewöhnlich ſchien. Um ſich genauer zu überzeugen, ritt er zu ihm und bot ihm eine Priſe Tabak. Der Oberſt, der ſeine Abſicht merkte, griff ruhig nach ſeiner eigenen Doſe, in welcher Spaniol war und ſagte, indem er ſie Jenem hinreichte und ihm feſt in die Augen ſah: „Er iſt bläſſer als der Ihrige, aber eben ſo ſtark."

Wirkliche Feigheit wird schwerer geheilt als der Trunk und doch zieht sie meistens den Untergang nach sich, denn der Tod flieht nur die Braven, aber wo der Genius des Muthes eine Truppe verläßt, da beginnt der Würgengel erst recht seine Arbeit. Das berühmte Kreuzheer, welches 1431 unter der Anführung dreier Kurfürsten, einem Cardinal, mehren Bischöfen, dem Herzog von Baiern und andern Reichsfürsten gegen die Hussiten geschickt wurde, gibt uns ein Beispiel davon. Dieses ungeheure Heer konnte nur verwüsten, aber schon beim Anblick der Böhmen ergriff es die Flucht. Prokop's verfolgende Scharen tödteten über siebzehntausend Mann; dreitausend schwer beladene Wagen, hundertfünfzig Kanonen, des Cardinals Hut und die päpstliche Kreuzbulle fielen in ihre Hände.

Anders hielt sich der tapfere Clerfayt nach der Schlacht von Jemappes, in welcher der Herzog von Sachsen-Teschen eine Niederlage erlitt. Ob auch von der Uebermacht der Neu-

der Vertheidigung auf Tod und Leben erhebt und ermuthigt Alles, deshalb waren die mit der Veste von Szigeth in die Luft gesprengten dreitausend Türken der geringste Verlust, den der Heldenmuth Zryni's dem Feinde verursachte. „Die Welt soll nicht die Leibwache des Königs gefangen sehen", sagte Tauenzien in Breslau, als Rouvroy ungestüm, mit seinen noch ungestümern Bomben die Uebergabe verlangte. Dieses energische Wort erinnert an jenes des schwedischen Monroe gegen Montecuculi: „In meinen Verhaltungsregeln steht nichts von Uebergabe." Lustig ist die Capitulation des wackern Haudegens Dumesnil, der vor Moskau ein Bein verloren hatte und von Napoleon, dem er einst das Leben rettete, zum Commandanten von Vincennes ernannt war. Als ihn die Russen 1814 zur Uebergabe aufforderten, ließ er ihnen sagen: „Bringt mir mein Bein aus Rußland, so sollt ihr die Festung haben."

Die Vertheidigung von Deligrad unter Haidu Weliko muß als eine der tapfersten betrachtet

werden, welche alte und neue Geſchichte kennt. Die Gräben der Verſchanzung wurden der braven Serbier Gräber; es fielen tauſend bis auf den letzten Mann. Ebenſo glorreich iſt die Vertheidigung von Candia gegen die Türken, während einer Einſchließung von neunzehn Jahren. Zweimalhunderttauſend Menſchen hatte dieſe Eroberung dem Halbmond gekoſtet und er konnte endlich zwar die Mauern, aber nicht die Tapferkeit der Beſatzung bezwingen, ein Trümmerhaufe war Alles, was er gewann.

Tapferkeit iſt Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart vereint; Entſchloſſenheit iſt Energie und Charakterſtärke, Geiſtesgegenwart ein Kind der Beſonnenheit und Kraft. Tapferkeit gibt Ruhe im Kampf, das Bewußtſein der Ueberlegenheit und wächſt mit der Gefahr und dem Widerſtande.

Welch Wunder oft die Tapferkeit eines Einzelnen zu wirken vermag, bewies General Queſada in Madrid. Er war das Haupt der gemäßigten Reformpartei wider die Exaltados un-

Der Tod am Schlachtfelde.

Manch frommer Held mit Freudigkeit
Hat zugesetzt Leib und Blute,
Starb sel'gen Tod auf grüner Haid',
Dem Vaterland zu Gute;
Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Haid', im freien Feld,
Nicht hört er groß Wehklagen.
Schlachtlied.

Wenn Cicero sagt: das ganze Leben des Weisen ist eine Todesbetrachtung, so sagen wir: das ganze Leben des Kriegers ist eine Todesverachtung, oder sollte es wenigstens sein! Wir hätten nicht das Leid, uns bei Vertheilung des Kriegerruhms um dreißig Jahre verspätet zu haben, nicht den Mismuth einer verfehlten Bestimmung, nicht die quälende Besorgniß unser Ziel nie mehr zu erreichen; aber wir hätten entweder die Hoffnung, endlich den schönen Tod eines Pappenheim und Turenne sterben zu

dürfen, oder einſt die Beruhigung, wie der brave Invalidengouverneur Moncey, der zweiundſiebenzig Jahre den Degen an der Seite trug, am Todtenbette ſagen zu können: „Ich wünſche jedem Soldaten, daß er ſeine Laufbahn vollende wie ich.“

„Senor, ich habe einen ſchönen Traum geträumt“, waren die letzten Worte des Marſchalls von Sachſen zu ſeinem Doctor. Und wenn das Leben ein Traum iſt, ſo gibt es keinen ſchönern als den einer vollkommen ausgefüllten Exiſtenz, in welcher es dem Menſchen vergönnt iſt, ſich frei zu bewegen in ſeinen wirklichen und wichtigſten Pflichten, einer Exiſtenz, die verklärt iſt durch den Lichtgedanken: auch noch nach deinem Tode wird dein Name dauern! Und ſo ein Daſein, ſolch einen Lebenstraum hat der Krieger nur im Kriege und ſchneller und ruhmvoller kann er ihm nicht geendet werden als durch den Tod in der Schlacht.

Von den drei livoniſchen Regimentern, die im Jahre 1636 durch den Grafen von Hatzfeld

in Tangermünde überfallen wurden, fielen Alle den Heldentod bis auf den letzten Mann; welcher Soldat wünschte im ähnlichen Falle, Pardon zu nehmen und als Einziger lebend zu bleiben? Einhundertundfünfzig Generale des kaiserlichen Heeres — seit Errichtung eines stehenden — durften dem Fürsten und Vaterlande ihre Treue mit dem Leben besiegeln, darunter drei Braunschweige, drei Fürstenberge, zwei Lothringen, zwei Lichtensteine, zwei Palffy, drei Auersperge, drei Breuner, ein Würtemberg, ein Sachsen-Gotha und ein Schleswig-Holstein. Feldmarschall-Lieutenant Graf Strozzi, „der türkische Schrecken", stand eben im Siegsjubel vor seinen Truppen, um ihnen im Namen des Kaisers und des Vaterlandes für ihre Tapferkeit zu danken, als die letzte Kugel herübersauste und ihm durch den Kopf flog, daß er laut- und leblos vom Pferde sank; konnte ihn der Tod in einem schönern Augenblicke treffen? Als Ernst von Mansfeld, der erbitterte und gefürchtete Feind des östreichischen Hauses, der „oft geschla-

gen, aber nie überwunden wurde", in einem Dorfe bei Zara sein Ende herannahen fühlte, rief er aus: „Der Tod hat mich in der Schlacht gescheut, er soll mich wenigstens gerüstet und nicht am Krankenlager finden." Darauf zog er seinen Waffenrock an, schnallte das Schwert um und, auf zwei seiner Gefährten gestützt, erwartete er den letzten Augenblick seines Lebens. Mit achtzehn Wunden bedeckt, lag der junge, hoffnungsvolle Oberst Heister auf dem Wahlplatz von Belgrad, wie später der jugendliche Caulaincourt bei Moskau, „dem Siege und dem Tode zugleich in die Arme gefallen."

Schande und Thorheit ist es, vor dem Gedanken und Bilde des Todes zu zittern und wer die Furcht vor dem Tode nicht überwinden kann, der werde in Gottes Namen Prälat, aber nicht Soldat, Großwürdenträger, aber kein Waffenträger, Hof- und Kammerrath, wenn es ihm beliebt, nur nicht unser Kamerad. Was unvermeidlich ist, dem tritt die Männlichkeit keck entgegen. Feuer! riefen Hofer und Ney, der Eine

im Triumphe des Märtyrerthums ſeiner guten Sache; der Andere in der Furchtloſigkeit eines Soldaten, den der Held der Helden den Tapferſten der Tapfern nannte. Was alle Menſchen vor uns aus dem Stegreif getroffen, das Sterben nämlich, das treffen auch wir; aber ein wehmüthiges, demüthigendes Gefühl überſchleicht den Krieger, wenn er denkt, daß er nicht ritterlich auf ſeinem Schilde und auf der ſchönen grünen Wieſe, wo eherne Schlünde ohne Zungen an ſeinem Lager beten, wo der Pulverdampf ſein Weihrauch, und ein Baumſtamm ſein Grabſtein iſt, daß er nicht am Bette der Ehre durch einen rechtſchaffenen Schuß, Hieb oder Stich fallen ſoll, wie es dem braven Kriegsmann ziemt, ſondern daß er, durch Schwefelleber und Nießwurz hingerichtet, elend eingehen muß, das Federbett unter dem — wie Luther geradezu und deutlich ſagt.

Ja, ehrenvoll iſt es dem Krieger in ſeiner Pflicht zu fallen, und wenn du ſeiner Erinnerung eine Thräne weinſt, weil du durch ſeinen

Tod um einen geliebten Menſchen ärmer geworden, ſo trockne ſie ſchnell bei dem Gedanken, daß ihm ein beneidenswerthes Loos wurde. Gönne dem Verbluteten ſeinen letzten, höchſten und längſten Ruhm und freue dich, daß er — ob mit Gold- oder Silberlocken, ob im Lenze ſeines Daſeins, wie der muthige Freiheitſänger Theodor Körner, oder im Winter des Lebens, wie der dreiundſiebenzigjährige Schwerin — in vollſter Pracht und Kraft und Begeiſterung eines jugendlichen Herzens, freudig den Tod umfangen durfte, gleich einer Braut.

Ohne letzte Oelung, oft auch ohne Beichte und Abſolution, drückt ſich der am Schlachtfeld ſterbende Soldat ſelbſt die Augen zu; das Teſtament ſeines Herzens, ſein letzter Liebesgruß an die fernen Seinen verhallt ungehört im Waffengruß der Streiter; aber das Bewußtſein, für die Ehre ſeiner Fahne und getreu ſeiner Pflicht gefallen zu ſein, läßt ihn ruhig und getröſtet ſcheiden.

Kurz ſind die religiöſen Gebräuche vor der

Schlacht, die den Soldaten dem Tode weihen und ihm ſein durchſündigtes Leben verſöhnen und vergeben. Trommelſchläger und Trompeter rufen die Zeichen zum ſtummen Gebet; der Feldkaplan hebt das Allerheiligſte über die Truppe und eingeſegnet iſt ſie für den Würfelwurf des Schickſals. Die frommen Landsknechte knieten ehemals vor der Schlacht nieder und ſangen ein heiliges Lied; der Prieſter ſchritt durch die Reihen und Mann für Mann empfing das Sacrament des Altars. War zufällig kein Geiſtlicher zugegen, ſo nahmen ſie ſtatt der Hoſtie ein Stückchen Brot in den Mund und fehlte es auch an dem, etwas Erde. Den huſſitiſchen Kämpfern ſagte man ſpöttelnd nach, daß der Branntwein bei ihnen die Geſtalt des Blutes vertreten habe.

Wie ſich übrigens der Soldat an dem Himmel vergangen haben mag, er fühlt es in dem wichtigen Augenblick, in welchem ſein Verhängniß den Stab über ihn gebrochen hat, daß ihm Alles vergeben ſein muß, weil er ſeine Lauf-

bahn mit dem größten Opfer, welches er der guten Sache (und in ſeinem Sinne kämpft er niemals für eine andere) bringen kann: mit dem Verluſte ſeines Lebens ſchließt. „Wer in der Schlacht fällt", ſagt der Koran, „fällt ſündlos, am Tage des Gerichts ſchimmern ſeine Wunden wie Purpur und duften wie Moſchus." Bei kriegeriſchen Völkern gibt der Volksglaube den vor dem Feinde gebliebenen Kriegern gerne den erſten Platz in der ewigen Seligkeit und ſelbſt wo die Prieſterkaſte dem Soldatenſtande an Macht überlegen iſt, begnügt ſie ſich willig mit den Freuden des irdiſchen Jammerthals und läßt uns den Vortritt im blutig verdienten Jenſeits. Die im Kampfe gefallenen Mohammedaner ſitzen mit reizenden Houris im Paradieſe, die alten Germanen bei Methbechern in Asgard, die einſtigen Mexikaner verwandelten ſich nach dem Schlachtentode in Kolibris und ſchwebten allſogleich der Sonne entgegen und dem chriſtlichen Helden reißt ſein heiliger Petrus die Himmelspforten weit in den Angeln auf.

Wenn auch nicht die Büſte jedes Deutſchen, der während den letzten Freiheitskriegen gefallen, in der bairiſchen Walhalla ſteht, wenn nicht überall ein prunkender Obelisk die Gräber von Kulm bis zum Montmartre deckt, oder das Monument eines Helden unerkannt verloren ginge — wie das des Feldmarſchall-Lieutenants Franz Mercy (dem der Feind die Worte in den Stein grub: Sta, Viator, heroem calcas) durch zwei Jahrhunderte in einem Dorfe als Futtertrog diente — die Geſchichte des Vaterlandes bewahrt ſorgfältig jeden ruhmvollen Namen und ſchließt bei Vertheilung ihrer Lorberkränze ſelbſt den unterſten Landwehrmann nicht aus.

Wer vor dem Feinde ſtirbt, ſtirbt nie; der Tod in der Schlacht iſt — wie Heinſe ſagt — eine freie Bahn auf die edelſte Art in die Geiſterwelt aus dieſem Chaos von Unwiſſenheit. Eine Schmach iſt es, länger zu leben als man hätte leben ſollen und entfliehen kann endlich Niemand der holzmaieriſchen Senſe, zehn Jahre auf oder ab, wer wird da ſchachern?

Der Soldat iſt dem finſtern Azrael, dem ſchweigenden Engel mit der umgekehrten Fackel, früher und plötzlicher preisgegeben als jedes andere Menſchenkind, aber der Gedanke an den Tod ſoll ihm nicht Kraft und Luſt fürs Leben rauben. Mit gedämpftem Klang der Trommel, mit dem Trauermarſch, geleiten wir den einberufenen Kameraden in das kleine, dunkle, letzte Stand-Quartier, aus dem ihn keine Vergatterung mehr aufweckt bis zur allgemeinen Allarmpoſaune, zur großen Tagreveille am jüngſten Gerichte. Der Sarg poltert hinab, wir werfen ihm Erde und wol auch eine Thräne nach und die Schüſſe, die das Ohr des ewigen Schläfers nicht mehr hört, donnern das Requiescat in Pace. Aber wir wiſchen uns die Augen aus, ſetzen die Hüte und Tſchakos auf und mit klingendem Spiele, wie zum fröhlichen Feſte, wird abmarſchirt. Das heißt: genug habt ihr an den Tod gedacht, gebt euch dem Leben wieder und ſeinen Pflichten.

Todesverachtung ſchließt nicht Lebensluſt aus,

denn das Leben steigt im Werthe, wenn man darum kämpfen muß. Der wahre Kriegsmann hat nicht die Lebensverachtung des miltsüchtigen Engländers, der heute noch nicht weiß, ob er sich morgen morrisonische Pillen oder bleierne durch die Gurgel jagt; dem Soldaten scheint das Leben nur gegen den Preis gering, den er sich durch dessen Verlust erwirbt; darin liegt der Reiz, seine Haut täglich zu Markte zu tragen und darin das stolze Selbstgefühl, daß ihn „herunter von seinem Thier leicht wegschauen läßt über das Gehudel unter ihm." Er lernt das Leben erst recht schätzen, wenn es auf der Degenspitze schwebt, die gegen ihn gezuckt ist, und deshalb sei ihm auch vergönnt, es zu gewissen Zeiten doppelt zu genießen und in Strömen auszugießen, weil ihm vielleicht morgen schon die nächstbeste Faust oder Kugel den Hahn zudreht auf immer. Wir Andern, Knechte des Friedens, fühlen es recht schmerzlich, wie ruhm- und doch so ruhlos, wie nichtig, ungewichtig und nüchtern uns das Uhrwerk sich ab-

ſpielt, das man Leben nennt; darum die Lebensunluſt und Müdigkeit, die man heutzutage ſo häufig in unſerm Stande findet. Die lange Ruhe erlaubt kein Ausruhen, der Friede läßt uns nicht in den Fall kommen, den Tod verachten zu können, und ſo achten wir auch das Leben nicht.

Todesverachtung ohne Zweck iſt keine militairiſche Tugend; ſie erinnert ſelbſt im Angeſicht des Feindes an den Windmühlen-Ritter von La Mancha. „Ob Er ſich todtſchießen läßt oder nicht, das iſt egal, die Bataille iſt verloren!“ ſagte der alte General Hülſen zu dem jugendlichen Dictator Wedel, als dieſer nach dem unglücklichen Treffen bei Kay — in welchem er König Friedrich's Erwartungen keineswegs entſprach — ſich verzweifelnd den ruſſiſchen Feuerſchlünden entgegenſtürzen wollte. Aber Todesverachtung in der Schlacht, wenn ſie auch nicht durch die Nothwendigkeit einer freiwilligen Aufopferung des Lebens (wie Arnold von Winkelried's: Ich will euch eine Gaſſe machen)

hervorgerufen wird, ist niemals zwecklos, sobald sie sich auf eine Idee gründet, welche die moralischen Eigenschaften einer Truppe belebt und hebt. Bekannt ist Suwarow's Todesverachtung bei Kinburn, da er, obgleich schwer verwundet, sich vor den fliehenden Kosaken vom Pferde warf und ihnen zurief: „Lauft nur, lauft, und gebt euern General den Türken preis!“ Ein ebenso glänzendes Beispiel gab der junge Prinz Karl von Lothringen, der später bei Luzzara durch eine feindliche Kugel fiel — in der durch den großen Lothringen-Bar gewonnenen Schlacht bei Mohatsch. Sein Regiment hatte im Feldzuge gegen die Türken schon einige Male zweideutige Beweise von Tapferkeit gegeben und selbst die Leibstandarte verloren; als nun die feindlichen Reiter mit ihren Lanzenfähnlein vor den Kaiserlichen herumplänkerten, stürzte sich der Prinz plötzlich mit dem Ausruf: „Ich muß meinem Regimente eine Standarte holen!“ auf einen derselben, und obwol ihm dieser die Lanze in den Leib stieß und mehre seiner Gefährten

zur Hülfe herbeisprengten, hieb ihn der junge Held doch vom Pferde und flog zu seinem Regimente zurück. Hier erst zog er sich das Fähnlein aus dem Leibe, überreichte es seinem Fähndrich und sagte: „Bewahre die neue Standarte besser, sie ist mit meinem Blute gezeichnet.“

Niemals aber ist Todestrotz mehr an seinem Platze, als wenn ihn die Waffenehre gebeut; ewig denkwürdig daher muß jedem Kriegerherzen die feste, männliche Antwort sein, die Ibrahim Aga, Häuptling der Arnauten und Mauritanier, dem General Bonaparte im ägyptischen Feldzuge gab, als dieser ihn eingeschlossen hatte und Auslieferung der Waffen verlangte: „Wir ziehen den Tod der Schande vor, und sollten wir bis zum letzten Mann zu Grunde gehen, so werden wir uns nie zu solch schimpflicher Bedingung verstehen. Dies ist unser letzter Entschluß, wenn er dem General nicht gefällt, so ergeben wir uns in die Fügung Gottes, unsers größten Herrn.“

Der Feldherr.

Seht auf der Trommel ihn ſitzen,
Seht wie die Augen ihm blitzen,
Er macht den Plan!
Der deutſche Alcibiades.

Militairiſche Genies — mit der Feder hinterm Ohr — die mehr Kriegswiſſenſchaften als Wiſſenſchaft vom Kriege im Kopfe haben, beurtheilen natürlich Feldherrn und Schlachten unerbittlich ſtreng, ohne gerade ſelbſt im Stande zu ſein, ein Glied zu exerciren oder eine kleine Schleichpatrouille pfiffig zu führen, oder eine andere Fouragirung vorzunehmen als täglich ihre eigene. So ſchrieben Shakespeare und Schiller zwar klaſſiſche Dramen, waren aber erbärmliche Schauſpieler. Der „deutſche Soldat" — der bereits ſo viele Dienſtjahre hinter ſich hat, als der Sieger von Aspern Lebens-

jahre zählte, da er ſich bei Aldenhofen ſchon ein ſchönes Kränzlein Lorber und den Thereſienorden holte — iſt ſogar anmaßend genug, ſämmtlicher hohen Generalität Deutſchlands unfehlbare Mittel an die Hand zu geben, große Feldherren zu werden, obgleich er ſelbſt dem Korporal noch immer viel näher ſteht als dem General. Freilich muß er es ſich gefallen laſſen, wenn ihm Jemand im Laufe dieſes Kapitels plötzlich den guten Rath ertheilt, den einſt auch Apelles einem äſthetiſchen Schuhflicker bei der Beurtheilung ſeines Gemäldes gab.

Geiſtige Kraft beherrſcht die materielle; die Gewalt großer Charaktere beſiegt endlich jeden phyſiſchen Widerſtand, wie Hannibal Felſen durch Eſſig erweichte und für ſeinen Alpenübergang aushauen ließ. Die moraliſche Stärke eines Heeres gewinnt die Schlachten, nicht die Ueberlegenheit an Zahl der Truppen. Karl XII. hatte bei Narwa nur achttauſend Mann, der ruſſiſche Feldherr Croy, außer ſich ſelbſt, gerade um eine Null mehr, wurde aber gänzlich auf-

gerieben. „Möge er uns nur ſchlagen", ſagte Peter der Große, als er das Unglück vernahm, „endlich lernen wir ihm den Sieg doch ab." Und ſo war es auch, bei demſelben Narwa wetzte der Czaar vier Jahre ſpäter die Scharte aus und bei Pultawa hatte ſeinen Feind „das Schickſal Phaeton's" getroffen. Friedrich der Große will eine kleine, aber bewegliche, von Muth und dem beſten Willen beſeelte Armee. Die berliner Wachtparade, wie General Lacheſi ſpottend die geringe Preußenſchar bei Leuthen nannte, erfocht einen der glänzendſten Siege, welche die Geſchichte kennt, und erſt der Ueberfall bei Hochkirch und der Tag von Kunnersdorf vermochten Maria Thereſia darüber zu tröſten.

Und wenn ſchon dem Geiſte des gemeinen Mannes eine ſolche Wichtigkeit zuerkannt wird, um wie viel mehr dem des Feldherrn, der die Maſchine nach Wort und Winken dreht, der die Seele des ganzen Körpers und deſſen eigentlich denkender Theil iſt. Ein guter Feldherr wiegt eine Armee auf. Guſtav Adolf nannte

den tapfern Arm Bernhard's von Weimar ein Hülfscorps und Guido Stahremberg's Ankunft beim kaiſerlichen Heere wurde von Ludwig XIV., der den „großen Capitaine" fürchtete, einer Verſtärkung von dreißigtauſend Mann gleichgeſtellt.

Cicero, der durch ſeinen Krieg gegen die Parther bewies, daß er nicht blos mit der Zunge zu ſchlagen verſtand, fordert ſechs unumgänglich nothwendige Eigenſchaften von einem Feldherrn: Unbeſtechlichkeit, Mäßigkeit, Redlichkeit, Gemüthlichkeit, Genie und Menſchlichkeit. Neuere Kriegsprofeſſoren, die ſich ausſchließend das Privilegium und Monopol auf Fabrikation und Verſchleiß guter Feldherren zueignen, fügen dieſen Eigenſchaften noch andere zu, nämlich Jugend und Tugend, Wiſſen und Gewiſſen, hohes Anſehen und gutes Ausſehen, Verſchlagenheit und Verſchwiegenheit, Staaten- und Menſchenkenntniß und — der Himmel weiß was noch. Marſchall Marmont, der den Krieg, wie die Alchymiſten ihre Gold ſchaffende Kunſt, in Aegypten gelernt hatte, vor den Mauern von

Paris aber ſeinem Kaiſer die Lection nicht ganz zu deſſen Befriedigung aufſagte, bemerkt im „Geiſt des Militairweſens“ als Franzoſe noch: Tapferkeit, Geiſtesgegenwart, Glanz, Vermögen und Glück.

All dieſe Tugenden zuſammengenommen heißt viel verlangt von einem einzigen Menſchen, ja, iſt für den erſten Anſchein kaum in einer geringern Perſönlichkeit vereinigt denkbar, als beim Kriegsgott ſelbſt; aber — Gelehrſamkeit, ſchöne Geſtalt und Reichthum (die franzöſiſchen Marſchälle wußten zu allen Zeiten beſonders dieſen zu ſchätzen) ausgenommen — ſind doch all die erwähnten Eigenſchaften ſo ziemlich im Begriffe der wahren Männlichkeit eingeſchloſſen, denn ein ganzer Mann ſein heißt nichts Anderes, als geſund und kräftig ſein an Geiſt und Körper. Die Geſchichte zeigt uns übrigens, wie oft Erziehung, Blut und Gemüthsbeſchaffenheit, Leidenſchaften und Charakter dem Einzelnen eine oder die andere der oberwähnten Tugenden gänzlich verſagten, ohne daß ihm

deshalb der Ruf eines großen Feldherrn abgesprochen werden könnte.

Der tapfere und kluge Villars, der würdige Gegner der Helden Ludwig von Baden-Baden, Eugen und Marlborough, der stets bereitwillige Hebel für Frankreich, wenn der an Geist und Körper erschlaffte große König mit der alten Betschwester Maintenon, durch ihre schwachköpfigen Günstlinge, Chamillard, Villeroi und Feuillade, den Karren in den Morast geschoben hatte, dieser treue Diener seines Herrn war — bestechlich und fand seinen Vorgänger im Gouvernement der Provence, den rechtlichen Vendome, unnachahmlich, denn er strich das Gold ein, das ihm die Deputirten mit dem Bemerken anboten: Jener habe es nicht angenommen. Der stürmisch verwegene Banner, „die eine Faust Gustav Adolf's" und nach dessen Tode der schwedische Kopf, der Sieger bei Wittstock und Chemnitz, der neunhundert Trophäen an Fahnen und Standarten nach Stockholm sandte, den Ludwig XIII. seinen Herrn

Vetter hieß und deſſen Treue über dem kaiſerlichen Verſprechen der wallenſteiniſchen Erbſchaft und reichsfürſtlichen Würde nicht wankte; dieſer große General konnte ſeine ſinnlichen Gelüſte nicht für einen Tag bezwingen und litt ſeine einzigen Niederlagen unter der Tafel. Marlborough, einer der beſtklingendſten Namen aller Zeiten, ſeiner Mitwelt überlegen an Geiſt und hervorragend an Körperſchönheit, gleich gewandt bei Hofe, im Cabinet und Felde, der Erſte im Rath und bei der That, Herzen und Heere beherrſchend und nie und nirgends beſiegt, befleckte gleichwol ſeinen Ruhm durch Untreue, Selbſtſucht und den ſchmutzigſten Geiz. Schärtlin und Iſolani, zwar weniger glänzend als Feldherren, aber voll der beſten Soldateneigenſchaften, jagten dem Spielerglück faſt noch leidenſchaftlicher als dem Kriegsglück nach. Der große Condé, der ſchon im neunzehnten Jahre die Augen von Europa auf ſich zog und ſeinen reichen kriegeriſchen Geiſt nie glänzender entfaltete, als wenn er den überlegenſten Streitkräften gegen-

überſtand, machte ſich durch ſeinen Stolz, durch ſeine Härte und Anmaßung im ganzen Heere verhaßt. Der getreue, unerſchütterlich brave Crillon war der größte Flucher ſeiner fluchenden Zeit. Des ernſten, keuſchen, nüchternen Tilly's Geiſt ſoll ſich kaum über die Mittelmäßigkeit erhoben haben; dreißig Siege erfocht er, weil ſein Arm, ſein Kopf und ſein Herz von Eiſen waren. Die Unmenſchlichkeit und Habſucht eines Vandamme, „daß dich Gott verdamme!" iſt noch in friſchem Andenken und ſelbſt Turenne, der Freund und Vater ſeiner Soldaten, mag die grauenhafte Verheerung der Pfalz, Lothringens und der elſäſſiſchen Länder nicht mit der Nothwendigkeit, dem Feinde den Fortſchritt zu erſchweren, ganz entſchuldigen. Dem großen Friedrich, dem königlichen Illuminaten und deutſchen Voltaire, ging zum frommen Helden nur Frömmigkeit und Glaube ab. Derfflinger, Schwerin und Blücher erwarben ihren höchſten Ruhm erſt im höchſten Alter. Der eherne Deſſauer, die „hervorſtechendſte Soldatenperſönlich-

Vetter hieß und deſſen Treue über dem kaiſerlichen Verſprechen der wallenſteiniſchen Erbſchaft und reichsfürſtlichen Würde nicht wankte; dieſer große General konnte ſeine ſinnlichen Gelüſte nicht für einen Tag bezwingen und litt ſeine einzigen Niederlagen unter der Tafel. Marlborough, einer der beſtklingendſten Namen aller Zeiten, ſeiner Mitwelt überlegen an Geiſt und hervorragend an Körperſchönheit, gleich gewandt bei Hofe, im Cabinet und Felde, der Erſte im Rath und bei der That, Herzen und Heere beherrſchend und nie und nirgends beſiegt, befleckte gleichwol ſeinen Ruhm durch Untreue, Selbſtſucht und den ſchmutzigſten Geiz. Schärtlin und Iſolani, zwar weniger glänzend als Feldherren, aber voll der beſten Soldateneigenſchaften, jagten dem Spielerglück faſt noch leidenſchaftlicher als dem Kriegsglück nach. Der gr[illegible] Condé, der ſchon im neunzehnten Jahr[illegible] gen von Europa auf ſich [illegible] kriegeriſchen Geiſt [illegible] wenn er b[illegible]

überstand, machte sie durch seinen Geiz, [illegible] seine Härte und Rechthaberei im ganzen Land verhaßt. Der gereizte, unerträgliche Grillen war der größte Wucherer seiner Zeit. Des ernsten, tiefen, [illegible] Geist soll sich kaum über die Alltäglichkeit erhoben haben; wenige Züge [illegible] sein Bild und sein Wesen. Die Unmenschlichkeit und Habsucht [illegible] „daß sich Gott erbarmen" [illegible] Kaiserlichen Majestät [illegible] Leben und Leiber [illegible] gemeinschaftliche Verfassung der [illegible] Kaiserlichen Majestät [illegible] Sprache [illegible] Lehrm[illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] Invalid[illegible] [illegible] wenn [illegible] Auftrage [illegible] wollte;

keit", wurde im Wiſſen von jedem Schulknaben ſeines Landes beſchämt. Eugenio von Savoye (wie er ſich in drei Sprachen unterſchrieb), der ausgezeichnete Staatsmann und Diplomat, religiös und tolerant zugleich, wohlthätig, hochherzig, beſcheiden, treu wie Gold und neid- und fleckenlos, ein Geiſt — ſeine Zeit überſehend, ein Charakter — in aller Feſtigkeit des klaſſiſchen Alterthums wurzelnd, als Genie und Menſch, als Held und Feldherr gleich bewunderungswürdig; dieſer edle Ritter war klein und ſchwächlich und hieß im ganzen Heere das ſavoyiſche Kapuzinerlein. Der Marſchall von Luxemburg war bucklig, aber kein Feind konnte es ihm nachſagen, denn „nie hat ihn einer von rückwärts geſehen." Prinz Heinrich von Preußen, von ſeinen Verehrern als Feldherr über ſeinen Bruder, den großen Friedrich, geſtellt, war von der unſcheinbarſten Körpergeſtalt und Tamerlan hinkte. Torſtenſon, der nordiſche Aar, der gewaltige Geiſt in morſcher Hülle, ſtets das Kühnſte wagend und blitzſchnell es vollführend,

befehligte ſein Heer aus einer Sänfte. Dandolo und Ziska waren blind und doch eroberte der Eine Konſtantinopel, der Andere den Kelch; und Deſſalines, der ſchwarze Bonaparte, der grauſame, wollüſtige, geizige Neger, der charakterloſeſte Inbegriff aller Laſter, war nicht weniger klug, kühn, unternehmend, ausdauernd und ſchnell in Entwurf und Ausführung, als irgend ein General Europas.

Wie aber Marſchall Marmont das Glück, dieſes geradezu vom Himmel träufelnde Manna, mit zu der unbedingt nothwendigen Ausſteuer eines Feldherrn zählen kann, darüber fordert der wohlgönnende Leſer Rechenſchaft vom „deutſchen Soldaten", der es Sr. Excellenz nachgeſprochen, ſo wie Dieſe höchſtihrem großen Kriegslehrmeiſter, deſſen Aſche aus der Punſchbowle des Teufels zu St. Helena endlich nach dem Invalidendome zu Paris gebracht wurde.

Hat er Glück? frug Napoleon, wenn er einen höhern Offizier mit dem Auftrage einer wichtigen Unternehmung beehren wollte; aber

der Corſe, der ſich ſelbſt befördert hatte, weil ihn die gewöhnliche Stufenleiter zu lange aufhielt und deſſen Name mit dreiundzwanzig Jahren vor Toulon genannt wurde und im achtundzwanzigſten der Welt; der Feldherr, der das Glück, wie Timur den gefangenen Bajazet, im Käfig mit ſich herumſchleppte, bis es die Feſſeln brach und den Marſchällen der großen Armee voraus deſertirte; der Kaiſer, der ſeine Krone ſeinem Kopfe verdankte, auf den ſie paßte; der große Mann, Feldherr und Regent, begriff das Glück gewiß nicht als blindes, zufälliges Einſchlagen menſchlicher Hoffnungen und Wünſche; Napoleon verſtand darunter die Gerechtigkeit des Schickſals für jede geiſtige Kraft, jene höhere Waffenſeiung zum kühnſten Wagniß, jenes räthſelhafte Talent, ſich den Zufall zins- und dienſtbar zu machen, jene nie ermüdende Energie, Herr der drückendſten Verhältniſſe zu werden, jene plötzliche Begeiſterung und Sehergabe, jenes Uebergewicht des Genius, das durch eine Ahnung, ja Zuverſicht des Erfolgs, im Voraus

ſchon den Vortheil auf ſeiner Seite hält und durch Muth, Feſtigkeit und Vorſicht den Triumph zu finden und zu binden weiß. Militairiſches Glück läßt den großen Feldherrn wirklich als ein von höheren Gewalten beſchütztes Weſen erſcheinen; Sulla, Marius und Cäſar galten in ihren Heeren dafür, Attila hatte das Schwert des hunniſchen Schutzgottes gefunden, Wallenſtein war ſtich- und hiebfeſt und das Hütchen, der graue Rock des kleinen Korporal blieben mitten im Kugelregen unverletzt. Militairiſches Glück ſpricht ſich aus in der Geiſtesmacht, die Geiſter beherrſcht, es iſt das endliche Reſultat des kühnſten Kriegerſtrebens, es iſt die Belehnung zu Ruhm und Ehre, der Talisman gegen die Schläge des Schickſals, die Gewähr für Rettung aus Noth und Tod und noch Glück ſelbſt im Unglück.

Ja, ſelbſt im Unglück bleibt Fortuna ihren Lieblingen hold, und dieſes Paradox iſt bald aufgeklärt: Krieg führen und Schlachten liefern iſt zweierlei; der Zweck des Krieges wird viel-

...cht nicht erreicht und dennoch kann beispiellose Glück unsere Waffenthaten krönen. Vor Saint Jean d'Acre scheiterte die ganze Bestimmung der ägyptisch-syrischen Expedition Bonaparte's, aber das Kampfglück blieb dem Feldherrn unwandelbar treu am Berge Tabor und in der Landschlacht bei Abukir. Der Mittelmäßigkeit ist das militairische Glück niemals auf die Dauer verliehen, eine ausgezeichnete Persönlichkeit hingegen fesselt es so lange, als sie sich auf Energie, Kraft und Charakter stützt und sich ihrer Ueberlegenheit bewußt ist, als sie nämlich ihre Zeit versteht, ihre Gegner zu beurtheilen weiß und Zufall und Geschick um sich her nicht wie eine Falkenhaube über den Kopf gezogen hat, sondern mit hellem Auge, frei und selbständig, wie der Adler im Sonnenlicht, auf Welt und Leben blickt. So lange Napoleon, das Kind der Revolution, auf den Schilden der Freiheit emporgehoben wurde, übersah er seine Zeit, huldigte ihm der Zufall und trug er Wundsegen und Lukaszettel gegen das Unglück bei

ſich; als er aber das Element verachtete, das ſein Luftſchiff in die Wolken getragen, als er ſein Geſicht im Purpur verhüllte, da ihm auf der Höhe ſchwindelte und er ſich mit Banden der Legitimität — er, der kaiſerliche Emporkömmling — an den Thron feſtknüpfen wollte, von dem er zu ſtürzen fürchtete, als er, mit einem Worte, die Furcht kennen lernte und unverhältnißmäßig mehr zu verlieren als zu gewinnen hatte, da verließ ihn nur zu bald die Zuverſicht des Sieges, da zogen die höheren Ideen, die größere Energie, die Kraft und Begeiſterung des Rechts auf die Seite ſeiner Feinde, es wich das Glück von ihm und endlich auch ſein Heer.

Und in dieſem Sinne verſtanden, iſt militairiſches Glück allerdings eine Art Verdienſt und gehört in die erſte Reihe der Feldherrneigenſchaften. Der Soldat kann es auch nicht anders verſtehen, ſonſt wäre der Krieg nicht viel mehr als Kampf zwiſchen Zufall und Zufall, ein Feſtungsſpiel höherer Mächte, das hier

leicht nicht erreicht und dennoch kann beispielloſes Glück unſere Waffenthaten krönen. Vor Saint Jean d'Acre ſcheiterte die ganze Beſtimmung der ägyptiſch-ſyriſchen Expedition Bonaparte's, aber das Kampfglück blieb dem Feldherrn unwandelbar treu am Berge Tabor und in der Landſchlacht bei Abukir. Der Mittelmäßigkeit iſt das militairiſche Glück niemals auf die Dauer verliehen, eine ausgezeichnete Perſönlichkeit hingegen feſſelt es ſo lange, als ſie ſich auf Energie, Kraft und Charakter ſtützt und ſich ihrer Ueberlegenheit bewußt iſt, als ſie nämlich ihre Zeit verſteht, ihre Gegner zu beurtheilen weiß und Zufall und Geſchick um ſich her nicht wie eine Falkenhaube über den Kopf gezogen hat, ſondern mit hellem Auge, frei und ſelbſtändig, wie der Adler im Sonnenlicht, auf Welt und Leben blickt. So lange Napoleon, das Kind der Revolution, auf den Schilden der Freiheit emporgehoben wurde, überſah er ſeine Zeit, huldigte ihm der Zufall und trug er Wundſegen und Lukaszettel gegen das Unglück bei

unten durch die gekrönten Häupter weit friedlicher im Trictrac entschieden und ausgewürfelt oder ausgezwickt werden könnte.

Zum glücklichen Feldherrn aber ist vor Allem nöthig, daß er eine starke und freie Seele habe; weil er die ruhige Ueberlegung nicht verlieren darf, weil er mitten im leidenschaftlichsten Durcheinanderrennen der Schlacht den Ariadnefaden der Besonnenheit festhalten soll, weil er unternehmen und irreführen, Fehler benutzen und verbergen, für Alles Augen und Gedanken haben muß, und weil er endlich — über jede Gemüthsbewegung des Verlustes und Erfolgs erhaben — niemals zaudern kann, aber immer zu handeln gezwungen ist. Die starke Seele des Soldaten heißt Geistesgegenwart, die freie — militairischer Ueberblick.

Geistesgegenwart ist Hellsehen des Verstandes in einem Augenblicke, in welchem das Unerwartete und Ueberraschende unsere Sinne zu umnebeln droht; sie ist die hohe, angeborene Gabe — selbst in Sturm und Nacht die Tra-

montane nicht zu verlieren; sie ist die immerwährende Schlagfertigkeit und Bereitschaft unserer moralischen Kraft zur Unterstützung der physischen; das in jeder Gefahr wachende innere Auge und der schnellste Rath für die beste That in aller Noth.

Beim Sturm auf Freiburg, nachdem die französischen Truppen zwei Mal zurückgeworfen waren, schleuderte der Herzog von Enghien seinen Marschallstab hinter die Palliſaden und rief: Werdet ihr ihn dort lassen? Dieses so naheliegende Hülfsmittel, das die ehrgeizigen Grenadiere bei ihrer reizbarsten Stelle packte, erwirkte den Sieg.

Während der zweiten türkischen Belagerung Wiens erhob sich in der Stadt eine Feuersbrunst, die auch das Zeughaus, in welchem an zweitausend Pulvertonnen lagen, zu ergreifen drohte. Schon waren die Fenster von der Hitze gesprungen und Brände und Funken flogen umher: da erschien Guido Stahremberg, erkannte schnell was zu thun, und mit dem Degen in der Faust zwang er die zitternden Arbeitsleute die

Fenſter zuzumauern. Guido Stahremberg rettete Wien; ſo eine ungeheuere Breſche wäre den Stürmen Kara Muſtapha's gut zu Statten gekommen.

Archenholz — und nach ihm Bülow — erzählt zwei Züge von Geiſtesgegenwart eines im ſiebenjährigen Kriege bekannt braven Offiziers, des Herrn von Wolfersdorf. Derſelbe war preußiſcher Befehlshaber in Torgau und ging nach muthvoller Vertheidigung der Feſtung mit dem kaiſerlichen General Kleefeld einen Vertrag ein mit der ganzen Beſatzung, dem Geſchütz und Gepäck frei abziehen zu dürfen. Mehre Offiziere der Belagerer, unter ihnen Prinz Stolberg, ſahen ſeinem Ausmarſch zu und riefen auf die vorüberziehenden Truppen: „Sachſen, Kaiſerliche und ehmalige Reichsſoldaten, tretet zu uns über, wir ſchützen euch!“ Wolfersdorf, darüber empört, drohte Jeden zu erſchießen, der den Treubruch verſuchen würde, und ſtach ſogar einen Soldaten, der bereits aus den Reihen getreten war, über den Haufen. Als der Prinz dennoch ſeinen Aufruf wiederholte und über

Wolfersdorf's Betragen aufgebracht ſchien, ließ dieſer die Truppe halten, Front und fertig machen und anſchlagen. „Prinz", ſagte er, „Sie haben die Capitulation gebrochen und ſind mein Gefangener, ich kehre in die Feſtung zurück; reiten Sie voran oder ich laſſe Feuer geben!" Man kann ſich denken, daß der Prinz Alles aufbot den frühern Vertrag gültig zu machen und daß er ihn auch hielt.

Wolfersdorf hatte noch ein anderes Mal Gelegenheit ſeine Geiſtesgegenwart zu zeigen: Auf dem Marſche nach Dresden machte er mit dreißig Pferden die Vorhut und ſtieß auf eine feindliche, ihm weit überlegene Truppe. Sogleich rief er zurück: „Grenadiere, marſch! Dragoner, rechts ſchwenkt euch! Huſaren, marſch!" Er hatte auf eine Viertelmeile nicht einen Mann zur Unterſtützung, aber der Feind floh im erſten Schrecken und ließ ihm mehre Gefangene zurück.

Unter militairiſchem Ueberblick verſteht man weniger die Vollkommenheit des phyſiſchen Scharfſehens, die oft dem größten Feldherrn

mangelte (Guſtav Adolf und Tallard büßten ſchwer ihre Kurzſichtigkeit, der Eine bei Ingolſtadt faſt mit dem Leben, der Andere bei Höchſtädt mit ſeinem Ruhm), als vielmehr eine geiſtige Sehkraft des Auges, die mit dem Gegebenen das ſich wahrſcheinlich Ergebende blitzſchnell berechnet, die Kampffeld und Kämpfer, Urſache und Wirkung, Hinderniß und Begünſtigung der Verhältniſſe zugleich beurtheilt, die den Plan und die Abſicht des Feindes noch vor der Ausführung errathet und die beiderſeitige Stärke und Schwäche, Gefahr, Verluſt und Erfolg wie mit einem Blicke überſieht.

Feuquières rühmt von allen Feldherren-Eigenſchaften des großen Condé die des militairiſchen Ueberblicks am meiſten; der ſchulgerechte Generalquartiermeiſter Hohenlohe-Kirchberg aber hatte es darin zu einer ſolchen Virtuoſität gebracht, daß er bei Avain-le-ſec ſagen konnte: „Wenn der Feind links vom Baume bleibt, ſo iſt er verloren.“ Er blieb links und war es.

Das phyſiſche Auge iſt der erſte Ausreißer

in der Schlacht, dann folgt der ganze Menſch, wie denn der „Leutverderber" Gallas in Holſtein, durch ein geniales Manoeuvre Torſtenſon's, zuerſt den Ueberblick, dann die Perücke, endlich den Kopf und zuletzt die Schlacht verlor. Die geiſtige Sehkraft lehrt ſtehen und ſicher ſein, und die Gegenwart des Geiſtes bleibt ſtets die letzte und entſcheidendſte Reſerve. Der militairiſche Ueberblick erkennt das Glück, Geiſtesgegenwart erfaßt es, beide ſtützen ſich gegenſeitig und — in einer Perſönlichkeit vereinigt — machen ſie den glücklichen Soldaten.

Nicht Eroberer an der Spitze undisciplinirter wilder Horden, wie die Gottes-Geißel König Etzel, „ unter deſſen Pferdhufen kein Gras mehr wuchs", wie Dſchingiſchan, der ſchon mit einer Hand voll geronnenen Blutes auf die Welt kam und ihr durch ſeine Ruhm- und Herrſchſucht fünf bis ſechs Millionen Menſchen koſtete, oder wie Mohammed Bujuk, der zwölf Reiche zertrümmerte und zweihundert Städte plünderte; nicht derlei barbariſche Häuptlinge,

aber die Heerführer aller gebildeten Nationen und Zeiten laſſen ſich ungefähr in vier Hauptfächer abtheilen.

Die erſte Klaſſe bildet das Genie, das — außerordentlich auf jeder Laufbahn — auch im Kriegerſtande nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtabe zu meſſen iſt und in welchem die ſchöpferiſche Thatkraft, der hoch über dem Alltäglichen ſchwebende Geiſt, zwar mit dem Talente, nämlich mit dem mehr praktiſch ſchaffenden Element, vereinigt iſt, aber doch dieſes überwiegt. Das Genie wird nur geboren, iſt immer neu, überwältigt durch Ueberraſchung, ſchleudert den Blitz noch ehe man die Wolke ſieht, ſucht nirgends Rath und Hülfe als bei ſich ſelbſt und kennt nicht Geſetz und Regel, aber gibt ſie ſelbſt dem Feinde. Epaminondas und Friedrich der Große, bei Leuktra und Leuthen, ſiegten durch die unerwartete Taktik der ſchrägen Schlachtreihe; Guſtav Adolf und Napoleon zeigten plötzlich die wahre unwiderſtehliche Macht des Geſchützes und deſſen Manoeuvrir-Fähigkeit; des macedoniſchen Philipp's

Phalanxe gaben der ganzen damaligen Kriegskunst eine andere Wendung und an Karl's neugeübten Vierecken brach sich zum ersten Male die Wucht und der Schrecken der französischen eisernen Männer. Vom römischen bis zum korsischen Cäsar glänzen geniale Feldherren als Sterne erster Größe in der Geschichte, als klassische Vorbilder für die Nachwelt, und an ihrem Ruhme entflammt sich der Ehrgeiz eines kräftigen Kriegergeistes.

In der zweiten Feldherrenreihe steht das Talent: es wird durch Erfahrung gebildet, erstarkt durch Zeit, Studium und Uebung; es ist, wenn auch nicht überall Sieger, doch schwer zu besiegen und widersteht oft dem Genius durch Thätigkeit, Besonnenheit und Vorsicht. So standen sich Montecuculi und Turenne als würdige Gegner gegenüber und Einer setzte dem Andern den Lorber aufs Haupt. Durch das große, viermonatliche, fast blutlose Schachspiel am Rhein, in welchem Regel gegen Regel, Kunst gegen Kunst stritt und Keiner matt werden konnte,

hatten sie sich achten gelernt und die Welt Beide. Montecuculi's Worte bei Turenne's Tode: „da starb ein Mensch, der der Menschheit Ehre macht", kamen aus aufrichtigem Herzen. Aus den Schlachten und Schriften des talentvollen Feldherrn — mehr auf ewig dauernde Grundsätze der Kriegskunst gestützt und weniger blendend als jene des unbedingten Genies, zu deren vollkommenem Verständniß und Anwendung es eben eines gleichen Genius bedürfte — schöpft der jugendliche wißbegierige Geist eigentliche Richtschnur und Lehre für sein späteres Wirken.

Zur dritten Klasse gehören die Haudegen, die durch gesunden Verstand und militairischen Geist, durch Erfahrung, Kraft und Energie ersetzen, was ihnen an Wissen fehlt. Suwarow zeichnete seinen Operationsplan zu der so glänzend gewonnenen Schlacht von Novi durch zwei Kreidestriche auf den Tisch, dann löschte er den einen aus und sagte zu dem versammelten Kriegsrath: „Das ist der Feind, meine Herren, den müssen wir schlagen!"

Den vierten Rang endlich nehmen die unglücklichen Generale ein und es zählen darunter nicht sowol die ganz talent- und geistlosen Excellenzen, die ohne einen Cornak auf ihrem Elephantenrüssel die plumpen Füße nicht heben können, nicht gerade die durch Herkömmlichkeit und System aufgefütterten, und in Vorschrift und Regel verknechteten und verknöcherten Helden, die nur verkehrte Cäsars sind, nämlich: kommen, gesehen und gejagt werden; es gehören vielmehr darunter die halben Feldherren mit den halben Maßregeln; denen gerade das abgeht, was ihr Gegner hat, die, wenn auch muthig, doch unentschlossen, wenn auch klug, doch nicht energisch, wenn auch gelehrt, doch nicht praktisch sind. Was nützt so einem Herrn Rechtlichkeit und Menschlichkeit, Reichthum und Adel, ja der Besitz der Hälfte jener oben angeführten Generaltugenden und aller vier Cardinaltugenden obendrein, wenn er sonst ein so klassischer Unglücksprinz ist, als „einstens war der fromme Held, den man Aeneas nannte".

Zwiſchen zwei gleich talentvollen, und ungefähr unter gleichen Verhältniſſen gegeneinander kämpfenden Feldherren wird wol derjenige die bedeutenderen Reſultate erringen, deſſen Operations- und Schlachtpläne, mit Angriff und Rückzug und dem gewiſſen „macht der Feind das, ſo machſt du das", nicht bis ins Kleinlichſte von einem Kriegsminiſterium vorgezeichnet wurden, das gerade weit genug vom Schuß iſt, um den Handel entweder gar nicht, oder doch nur ſchief beurtheilen zu können. Deshalb ſtehen gekrönte Häupter, die ihre Heere in Perſon vor den Feind führen, immer im Vortheile. Guſtav Adolf und der große Kurfürſt von Brandenburg, Karl XII., Friedrich der Einzige und Napoleon beweiſen die Wahrheit dieſes Satzes. Schreibt ſich vielleicht die Gewohnheit dieſer Abhängigkeit von oben, noch aus den Zeiten her, in welchen junge, unerfahrene fürſtliche Perſonen an der Spitze der Heere ſtanden? Hohe Abkunft wurde damals mit ritterlichen Eigenſchaften als untrennbar verbunden angeſehen und Herr Laza-

rus Schwendi ſagt darüber: „Wenn keyner vom fürſtlichen Geſchlecht wäre als oberſter Feldhauptmann, ſo ſoll ein anderer getreuer, dappfferer Kriegßmann dazu erwählet werden.“ Oder ſpukte der Geiſt des als Verräther beſchuldigten Wallenſtein in den Kriegscabineten und Kanzleien herum, ſodaß man ſich faſt in allen Staaten ſcheute, dem Feldherrn unumſchränkte Vollmacht zu geben? Im vorigen Jahrhundert war dieſe Beſchränkung des freien Handelns mehr als je im Gebrauche; Prinz Eugen durfte in Italien eine Ausnahme machen, gegen die Türken aber weniger. Der tapfere, offenherzige Catinat klagte laut, daß ihn die pariſer Couriere commandirten und ſelbſt Moreau, der geborene Feldherr, getraute ſich nicht (nach dem Treffen bei Raſtatt und Ettlingen) den Plan des Directoriums zu ändern und Erzherzog Karl's kühnes Manoeuvre gegen Jourdan durch raſches Folgen zu verhindern. Maria Thereſia ſchien im öſtreichiſchen Erbfolgekrieg eingeſehen zu haben, was ſchon im ſiebenjährigen wieder

überſehen wurde, denn ſie ſchickte an Khevenhüller, nach ſeinen Erfolgen in Baiern, keine andere fernere Inſtruction, als: „Folget denen Fußſtapffen des Großen Prinzen Eugenii, Eures Vorgehers und Lehrmeiſters, Ruhmwürdigſten Gedächtniſſes, und ahmet ſeinen Thaten nach. Die Gerechtigkeit ſeye Euer Schild und die Billigkeit die Richtſchnur Eurer Handlungen. Fechtet muthig.“

Dieſe Verantwortlichkeit, dieſes enggeſchnürte Gängelband der Abhängigkeit, dieſe ängſtliche Gewohnheit nach Befehl und Buchſtaben zu handeln, läßt natürlich die günſtigſte Gelegenheit zum Siege entſchlüpfen, ſchreckt jedes Wagniß ſchon im Gedanken ab und macht das Kriegerherz endlich ſo zaghaft, ſo verprügelt und verlegen, daß es weniger unbegreiflich erſcheint, wie Mack, ein durch ſeine ganze Dienſtzeit ehrenwerther Soldat, einer der beſten Köpfe ſeiner Zeit, Lascy's Zögling, Loudon's Liebling und Koburg's Orakel, endlich ſo die Beſonnenheit verlor, daß er dem Feinde Stadt, Heer

und Ehre übergab. Es war ein harter Schlag, es ist eine schmerzliche Erinnerung und wol auch eine ernste Lehre. Anders war Blücher, der siebenzigjährige Jüngling; Gneisenau's Kopf auf seinen Schultern, Scharnhorst's gutgeschmiedete Wehre (die Landwehr nämlich, die dieser außerordentliche Mann errichtete und leitete) in seiner Faust, trug er die Zuversicht des Siegs, unbekümmert um jede Rechenschaft, im braven Herzen und in der kühnen Seele und deshalb konnte sein freudiges, sein begeisterndes „Vorwärts" zum Feldgeschrei des Heeres werden. Friedrich dem Großen stand der bedächtige Daun gegenüber, ein General, der seines Zauderns und Versäumens wegen, von Mit- und Nachwelt, ja von seinen eigenen Landsleuten so hart getadelt wurde, daß einstens das Wienervolk, als seine Frau ins Theater fuhr, Schlafmützen in den Wagen warf. Aber man bedenke, daß Friedrich — der krieg- und heerführende Herrscher, der Schicksal und Zukunft, Lohn und Strafe seiner Krieger in der Gewalt hatte —

ſtets das Unglaublichſte wagte, weil es ihm Niemand verbieten durfte, weil er ohne Verantwortlichkeit dem Drange ſeines Genius folgen, und ſeinen Grenadieren, ſo oft es ihm beliebte, zurufen konnte: „Wollt ihr Hunde ewig leben?“ Aber Daun — mit Schlachtplänen in den gebundenen Händen, die im wiener Zeichnungsbureau ſchraffirt waren, mit Ehre und Reputation für Leben und Geſundheit der theuer geworbenen Regimenter haftend, mit Lohn und Strafe abhängig von Oben, wie eine Marionette, nach hochlöblichem Gutdünken und Urtheil zum Angriff und Rückzug tanzend und wie ein Pudel, das Stück Brot auf der Naſe, mit dem Schnappen gehorſamſt wartend, bis ihm von Wien aus das Piff! zugerufen wurde. Wäre er weniger Cunctator geweſen, ſo war der preußiſche Hannibal in der Kaiſerſtadt, wie einſt der karthagiſche Friedrich in Rom, ohne den römiſchen Daun; aber den günſtigen Augenblick benutzend, ſchlug er den königlichen Gegner bei Kolin — nach welchem Siege Maria Thereſia

den geachtetſten militairiſchen Orden ſtiftete — und bei Hochkirch ward der vorſichtige Trappe plotzlich zum blitzſchnellen Adler.

„Derjenige ſiegt, der ſeine Truppen beherrſcht", iſt ein altes, klaſſiſches, deutlicher durch die Erfahrung, als durch Cicero ausgeſprochenes Wort. Herz und Seele ſeiner Krieger muß der Feldherr erobern, ehe er Länder und Feſtungen erobern kann; durch Gemüthlichkeit wird er Gemüther gewinnen und dann auch Schlachten. Ein ſtrenger Gebieter, aber auch ein milder, ſorgender Vater ſei er ſeinen Soldaten; in Noth und Elend der Letzte, an den er denkt, in Sturm und Gefahr der Erſte und überall, wo ſie droht, dann laſſen ſie mit Freuden Leib und Leben für den geliebten Führer.

Kaiſer Rudolf darbte mit ſeinen Kriegern und aß eine Rübe vom Acker, um ihnen ein Beiſpiel von Genügſamkeit zu geben; General Graf Strozzi überließ ſeine Feldküche den Kranken und lebte von dem, was die „Sudler" der Mannſchaft kochten. „Vater Cattnat iſt da,

nun wird alles gut gehen!" riefen die Franzoſen, als derſelbe in Italien den Oberbefehl übernahm. Mit abgezogenem Hute ſtand der preußiſche York ſammt ſeinem ganzen Gefolge ſo lange, als das zweite Bataillon des Leibregiments, das bei Wartenburg Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, nach der Schlacht vorüberzog. Bei Pavia verſammelte Herr Georg von Frundsberg ſeine neunundzwanzig Fähnlein Landsknechte und ſagte ihnen: „Liebe Brüder und Söhne! wir haben einen prächtigen Feindt, aber ſein Volk und Häuptleut haben wir vor allweg geſchlagen und auch jetzt mit der hilff Gottes gewiſſen Sieg zu verhoffen, ihr werdet thun wie frommen Deutſchen wol anſtehet. Da haben alle Häuptleut und Knecht frölich die Händ auffgehebt und geſchrien: Er ſeye ihr aller Vater, ſie wöllen Leib und Leben zu ihm ſetzen." Wenn Franz von Sickingen durchs Lager ritt, lachte ihm jedes Auge entgegen, die Kriegs-Leute umgaben ſein Pferd, liebkoſten es, ſchüttelten wol auch die Hand des Ritters

und „trieben solch Kurzweil mit ihm, daß sie einst den Flor, den er in Trauer um seine gestorbene Hausfrau trug, von seinem Helme rissen und ihr Fähnlein damit schmückten"; wenn es aber Ernst galt, wenn „der gefürchtete Rächer deutscher Freiheit" sein donnerndes „Drauf!" erschallen ließ, da konnte er auf die handfesten Degen rechnen, wie auf seinen.

Blindes Vertrauen gibt blinden Gehorsam und dieser ist um so wirksamer und erfolgreicher, je freiwilliger jeder Einzelne seine moralische Kraft der höhern Einsicht des Feldherrn unterwirft, je weniger er an dessen Befehl und Ruf dreht und deutelt, je mehr er aber in dessen Geiste strebt und handelt. Fehlt dem Heere Zuversicht, Vertrauen und Anhänglichkeit, so bemächtigt sich seiner Mismuth und Muthlosigkeit; wird der Feldherr von seinen Untergebenen übersehen, so ist Ungehorsam, Eifersucht und Uneinigkeit die unvermeidliche Folge.

Hart war der tapfere Aldringen gegen seine Truppen und schonungslos, „als wüchsen sie,

wie Pilze, über Nacht aus der Erde", deshalb weiß man auch nicht, ob die Kugel, die ihn bei Landshut traf, von feindlicher Seite oder von seinen eigenen Leuten kam. Klug im Rathe bewies sich der Herzog von Savelli, aber unglücklich im Felde, „wenn der Wälsche uns anführt, ist der Kaiser angeführt", witzelte das Kriegsvolk. An dem Misgeschick der Schlacht bei Jankow im dreißigjährigen Kriege war nur die Zwistigkeit des kaiserlichen Feldherrn Grafen von Hatzfeld und der liguistischen Generale Götz und Johann von Werth Schuld. Mit eisernem Scepter beherrschte Ziska die hussitischen Parteien, aber alle beugten sich dem Uebergewichte seines Kriegergeistes. Sobald er er todt war, brach die Uneinigkeit aus und ihr Unglück herein; doch waren sie später schlau genug, sich bei jeder dringenden Gefahr zu vereinigen. Nichts charakterisirt mehr die geistige Selbständigkeit des Prinzen Eugen als das Wort: „Wenn ich im Plane habe gar nichts zu thun, halte ich einen Kriegsrath." Einheit des Befehls ist eine der

nothwendigſten Bedingungen des Siegs, „Zwey-tracht des Unterganges Hebamme", wie es im Fugger'ſchen Ehrenſpiegel heißt. Der Fluch der Uneinigkeit und der Eiferſüchtelei zwiſchen Feld-herrn, wie des Mangels eines einzigen ener-giſchen Hauptes, tritt nicht leicht deutlicher her-vor als in der Schlacht bei Roßbach, in wel-cher die zahlreichen Scharen von Potentaten und Potentätchen: die geſtickten Fräcke der ſich überſchätzenden Franzoſen unter Soubiſe, und die ausgeleerte Trödelbude der zänkiſchen Reichs-armee (die ordentlich bezahlt ſchien um überall gefangen zu werden und dann die Dienſte des Siegers anzunehmen) unter dem Prinzen von Hildburghauſen, von den Seidlitz'ſchen Reitern bis auf den letzten Faden ausgeklopft wurden. Ein kleiner Theil der öſtreichiſchen Cavallerie nur und zwei Schweizerregimenter zogen ſich in guter Ordnung zurück, das Uebrige rannte ſo weit, als es die Füße und Pferde trugen.

Ein Jahr darauf, in dem durch Ferdinand von Braunſchweig ebenſo kühn als geſchickt

gewonnenen Kampfe bei Minden, nahmen die Franzoſen — die damals beſſer tanzen als fechten konnten — zufällig wieder Reißaus; aber daß ſie nicht gänzlich aufgerieben wurden, verdankten ſie nur dem Neide und der Eiferſucht des übelberühmten Sackville, der den Befehl des Herzogs nicht befolgte und ſich dadurch faſt zum Verräther ſtempelte.

Ebenſo war es mit Daun und Soltikow — um noch ein Beiſpiel aus dem ſiebenjährigen Kriege, dieſer erſten modernen Hochſchule der Kriegskunſt, zu geben. Wäre der hochmüthige Ruſſe nach der Schlacht von Kunnersdorf (deren Hauptlorbern übrigens der Einſicht und Tapferkeit Loudon's gebühren) gegen Berlin gerückt, wie Daun es verlangte, ſo würde der ſiebenjährige Krieg wahrſcheinlich nur ein dreijähriger und Schleſien neuerdings kaiſerlich geworden ſein; aber Soltikow, über ſeines Mitfeldherrn Unthätigkeit ſich ärgernd: blieb ruhig in ſeinem ſeidenen Schlafrock, bei Thee und Türkenpfeife ſitzen und ſchrieb an Daun: „Ich habe

zwei Siege für meine Kaiſerin erfochten, thuen Sie ebenſo viel für die Ihrige, dann rücke ich vor."

Genie und Energie muß der Feldherr mit zum Heere bringen, Freiheit im Handeln und Einheit des Befehls muß ihm eingeräumt werden, das Glück muß er zu faſſen wiſſen und Vertrauen und Verehrung ſeiner Krieger muß er ſich verdienen. Und wer all das in ſich vereinigt, der hat den Sieg.

Der Held.

Wenige Helden bringen es bis zum Feldherrn,
aber auch nicht jeder Feldherr iſt ein Held.
Milit. Aphorismen.

Fürwahr, die neue Geſchichte braucht weder zu erröthen, noch zu verſtummen vor der alten; ſie hat ihre Helden und Heldenthaten wie dieſe, vielleicht ſogar ihre Herodot und Plutarch, ihre Livius und Polybius, um ſie zu beſchreiben, warum auch nicht ſtolze Herzen um ſie zu fühlen und den klaſſiſchen gleich zu ſetzen? Nennt man die Hellenen, im Kampfe mit dem perſiſchen Weltreich, ein Heldenvolk, ſo waren es ebenſogut die Neugriechen im Freiheitskriegen auf Tod und Untergang mit den Türken. Die Schlacht von Marathon war nicht merkwürdiger als die von Leipzig; Salamis klingt nicht beſſer als Trafalgar und ein Waſhington glänzt

würdig neben einem Timoleon. Was Decius Mus that, leiſtete auch ein ſchlichter Schweizer bei Moorgarten; wie Horatius Cocles die Tiberbrücke ſchützte, ſo vertheidigte Andreas Baumkirchner das Thor von Wiener-Neuſtadt; aber warum ſteht am ſendlinger Hohlweg bei München, wo die zweihundert Bauern, getreu ihrem Herrn und Fürſten, bis auf den letzten Mann gefallen, nicht auch die Inſchrift, wie bei Thermopylä: „Gehe hin Wanderer, und melde dem Vaterlande, daß wier hier liegen, weil wir ihm gehorchten"? — Beim Schatten des ſeligen Arminius! wenn der Deutſche von der thebaniſchen heiligen Schar in der Schlacht von Chäronea mehr weiß, als von den vierhundert Pforzheimern, die unter ihrem Bürgermeiſter Deimling in dem Treffen bei Wimpfen ſo begeiſtert geſtritten und — die Flucht des Markgrafen von Baden-Durlach zu decken — im Engpaß bis auf den letzten Mann geblieben; wenn der Deutſche die Scävola, Curtius und Regulus ſeines Vaterlandes ſchlechter kennt als

mit ſeiner wilden, verwegenen Jagd und Peter Haider, der kühne Gemſen- und Franzoſenſchütze; Kleinmaier, der eigentliche „Harras, der kühne Springer", der, um der Gefangenſchaft zu entgehen, von einem hohen Felſen in die Fluten ſetzte und glücklich zu den Seinen ſchwamm, wie Poniatowski, der darin ertrank; Wellington, der Beſieger des indiſchen und franzöſiſchen Tippo Saheb, wie ſeine hannöveriſch-deutſche Legion unter dem tapfern General Alten. Von Czernitſchef und Platow, an der Spitze unabſehbarer Koſakenpulks, ſpricht die Geſchichte, die Heldenthaten des wilden Rittmeiſters Farkas, der die Franzoſen ebenſo haßte, als er den Wein liebte, ſind nicht auf Marmor gezeichnet, aber ſie leben fort im Gedächtniſſe der alten Huſaren, als muthbelebende Ueberlieferungen gehen ſie von Mund zu Mund und zwar von ſeinen tollkühnen Studentenſtreichen, als Cadet, angefangen, bis zu dem Augenblick, da er, an der Spitze ſeiner für ihn durchs Feuer rennenden Escadron Wunder der Tapfer-

keit verrichtete. Am Todtenbette — ſagt die Tradition — habe ſich der fromme Held, zwar nicht mit den Franzoſen verſöhnt, aber doch mit ſeinem andern Feinde, dem Waſſer.

Und ſo kann jeder Soldat, vom Trommelſchläger bis zum Marſchall, ein Held ſein. In der ungariſchen Sprache iſt Krieger und Held ſogar gleichbedeutend und der Korporal ſchon, der ſeiner kleinen Abtheilung eine Anrede oder Predigt hält, beginnt mit: Helden! Freilich heißt es oft auch: In Arreſt, ihr Helden! fünfundzwanzig Stockſtreiche dem Helden! Denn manchmal betrinkt ſich der Held und ſtiehlt ſogar.

Aber all' die angeführten Beiſpiele geben uns noch nicht das Bild eines Helden, wie wir ihn uns denken. Wir fühlen, daß der Held nicht blos ein tüchtiger Heerführer und ein todesmuthiger, in den Harniſch, wie zum Eiſen, verwachſener Soldat ſein ſoll, ſondern daß ihn noch etwas zieren muß, das ihn moraliſch höher hebt als Beide.

An Feldherrneigenſchaften und rieſigem Geiſte überragte Napoleon vielleicht ſeine Vorgänger

aller Zeiten; aber die Ehrſucht — bis zur entſetzlichſten Selbſtſucht geſteigert — hatte ſein innerſtes und ganzes Leben erfaßt. Auf einer Seite wog die Welt, auf der andern er allein; als Menſch ſtand er nicht hoch genug, und das iſt es: er war eine unbegreifliche, gewaltige Natur, aber der wahre Held, der große Mann, muß auch ein großer Menſch ſein. Und als Menſch erhaben ward Napoleon erſt, da er kein Kriegsheld mehr war, da er, herabgeſtürzt vom Gipfel ſeiner Macht und Herrlichkeit, auf der kleinen, wüſten Inſel ſein Schickſal als Held und Weiſer zu ertragen wußte. Iſt es nicht, als ob das Glück, das ſo lange ſeine Gunſt an ihn verpraßte und ihn dann plötzlich verließ, bei ſeinem Tode ſich wieder eingefunden, an ſeinem Sarge ihm vergeben und ſich mit ſeinen Manen verſöhnt hätte? Denn verklärt für alle Nachwelt hat ihn ſein Leiden und Sterben und ſelbſt Hudſon Lowe, die finſtere Schergenſeele, mußte beitragen, ſeinen Werth als Menſch zu erhöhen.

In anderen Verhältniſſen und Zeiten ſich bewegend und dem korſiſchen Giganten untergeordnet als Genius, hält der große Lothringen keinen Vergleich mit Jenem aus, und dennoch ſteht er unſerm Bilde eines Helden näher als Napoleon. Genial als Feldherr, muthig als Krieger, menſchlich als Sieger, mäßig im Glück, ſtandhaft im Unglück, ſtreng und mild als Gebieter, aufopfernd und treu als Diener ſeines Kaiſers, hochherzig als Freund und Feind, ließ ihm Ludwig XIV., der ihn zwar auf die ungerechteſte Art ſeines Landes beraubte, wenigſtens die Gerechtigkeit widerfahren: er ſei der größte und großmüthigſte ſeiner Gegner.

Wer für eine große Idee oder Sache, für ein heiliges Gut, wie Religion, Fürſt, Vaterland, mit Muth, Ausdauer und Aufopferung ſtreitet, in der Wahl ſeiner Mittel ſtets die tadelloſeſte Charaktereinheit bewährt und der Menſchheit nicht auf Koſten der Menſchlichkeit zu nützen ſtrebt, der iſt der eigentliche Held. So war Karl der Große und Kaiſer Maximilian,

Bayard und Prinz Eugen. So erſchien auch Guſtav Adolf, denn wäre er auch nicht blos der begeiſterte Kämpfer für ſeinen Glauben geweſen, als welchen ihn ſeine Verehrer uns bezeichnen, ſo beſeelte ihn doch nur ein edler Ehrgeiz und jene unwiderſtehliche Sehnſucht nach Ruhm, die in jedem jugendlich und kräftig ſchlagenden Kriegerherzen obenan ſteht. Eine Ahnung höherer Beſtimmung war es, die ihn über das Meer trieb und für die Verwirklichung der großartigen Gedanken, die ſeinen Geiſt bewegten, fand er den Tod.

Der Held in höherer Bedeutung trägt eine Größe aufgeprägt, die uns mit Ehrfurcht und Begeiſterung erfüllt; eine Größe, die Strenge und Milde, kindliche Einfalt und Hoheit und Würde vereinigt; die weit hineinragt in Zeit und Geſchichte, vor deren Bilde der Schwache — wie Deſiderius zu Pavia vor der majeſtätiſchen Geſtalt Karl's des Großen — im Gefühle ſeiner Nichtigkeit zuſammenbricht; eine Größe endlich, vor welcher, wie Shakeſpeare ſagt, die Natur aufſtehen und ausrufen möchte:

Das ist ein Mann! Und immer größer wird der Held mit der Idee, für die er kämpft, am größten, wenn er, den Adlerblick der Sonne zugewendet, Zerstörer einer alten und Schöpfer einer neuen Zeit ist.

Alfred der Große, dessen Herz kein selbstsüchtiger Gedanke befleckte, dessen sternlichtes Andenken keine Unmenschlichkeit trübt, der in sechsundfunfzig Schlachten das Schwert nur zur Vertheidigung seines Vaterlandes zuckte und in frommer Demuth jeden Sieg dem Herrn der Heerscharen zuschrieb; der das große Wort sprach: „Frei sollen die Engländer sein wie ihre Gedanken" und dessen ganzes Leben, „wie der Bogen des Himmels, in sieben Farben des Himmels verklärt war;" der Nachts im einsamen Feldlager,

Von der Muse nur belauschet, sprach:
Liebe, meine Mutter bist du!
Albions Freude, sei du meine Braut!
Albions Freiheit, meine Tochter du!

Alfred der Große war ein Held.

ſo derb, um das Bild des Krieges deutlicher darzuſtellen; man fürchtet ſich nämlich weniger vor Kugeln als vor dem groben Geſchütz ihrer Gemeinheiten, die wie Granaten in ein Quarré fallen, und den Betreffenden und Getroffenen niederwerfen. „Was haben Sie an dem heutigen Feldmanoeuvre auszuſetzen?“ frug ein bekannt barſcher Oberſter ſeinen geſchickten Stabsoffizier; „Daß nicht mit ſcharfen Patronen geſchoſſen wird, wir wären Alle höflicher“, war die freimüthige Antwort.

Man kann in unſerm Stande nicht Alles mit Sammthänden packen und wer energiſch und durchgreifend zu Werke geht, wiegt nicht jedes ſeiner Worte, ſelbſt der liebe Gott iſt nicht höflich, wenn er donnert; aber Rohheit und Gemeinheit, Aengſtlichkeit und Schwäche darf ein Vorgeſetzter niemals durchblicken laſſen, wenn er nicht vor ſeiner Truppe, ſowol in Kriegs- als Friedenszeit, die elendeſte Rolle ſpielen will.

Es wäre gut, wenn jeder Commandant

einer Truppe bedächte, daß er vor der Fronte mit seinem Gewinsel, Gebettel, Beschwören und Sakermentiren stets eine Art Schauspieler ist, seine Untergebenen aber ein Publikum ausmachen, welches ihn beurtheilt und zwar um so aufmerksamer, um so unnachsichtiger, je mehr er es durch Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit verletzt. „Der Zorn ist ein Narr" war der Leibspruch Schärtlin's und im Eifer entfährt dem gescheidtesten Menschen viel Unüberlegtes, ja, mancher Unsinn. Deshalb wird man nirgends leichter zur Carricatur als vor der Fronte, und kommt dann noch die Grobheit dazu, so ist der „wildgemachte Hanswurst" ganz und gar fertig.

Der Dienst ist freilich Schirm und Schutz genug, um sich von ihm, wie hinter einer Mauer, geborgen zu wissen und ungestraft Denjenigen mit Koth werfen zu können, den man treffen will; allein auch das hat seine Grenzen. Der Werfende besudelt vorerst sich selbst; der Ehrenmann fühlt sich entweder nicht getroffen,

Da geht in der Plauſchwuth, im Tritſch-Tratſch, im verläumderiſchen „man ſagt" endlich auch die Kameradſchaft verloren, die — wie wir bereits erwähnt — als der zweite Stützpfeiler des Gemeingeiſtes ſteht.

Kameradſchaft iſt das brüderliche Band, das ſich von einem Soldaten zum andern bis zum Feldherrn, — durch das ganze Heer und bis zu fremden Armeen zieht; ſie iſt jene Kette der alten Deutſchen, mit welcher ſie ihre Glieder gegen den Andrang der Feinde verbanden; ſie iſt der gegenſeitige Beiſtand in Freud' und Leid, in Noth und Kummer, jenes gemüthliche Zuſammenhalten einer Truppe, das man Ein Herz und Sinn nennt; ſie ſoll endlich das letzte und ſtrengſte Gericht ſein über die Ehre und den Werth des Einzelnen.

Selbſt mit dem Feinde, mitten in der heißeſten Schlacht, findet eine gewiſſe Kameradſchaft ſtatt: wir ehren ausgezeichnete Kriegereigenſchaften auch an unſerm Gegner; wir behandeln ſeine gefangenen Braven mit Achtung für

ihr Unglück; wir sorgen für seine Verwundeten, gleich als gehörten sie zu uns; mit einem Worte, wir sollen, wie einst die Ritter bei ihren Lust-turnieren, dem zu Boden gestreckten, wehrlosen Feind die Hand zum Aufstehen reichen.

In der Schlacht von Bicocia gaben sich eine Anzahl französischer Ritter das Wort, Herrn Georg von Frundsberg, Meister und Muster der frommen Landsknechte, lebendig oder todt in ihre Gewalt zu bringen. Einer von ihnen sprengte den Feldherrn auch so nahe an, daß er von dessen Getreuen überwältigt und gefangen wurde. Frundsberg erhielt ihm nicht nur das Leben, sondern schenkte ihm auch ein Pferd, entließ ihn ohne Lösegeld und schickte ihn seinem Könige zu, „ime Zeugniß gebend, er hab sich Ritterlich gehalten, wenn ers dem Keyser gethan hett, so müßt er sein lebenlang ehrlich gehalten werden."

Lustig endete der Kampf um den Tarischen Bierkeller bei Schwäbisch-Eglingen. Kaiserliche und Franzosen hatten den ganzen Tag tapfer

gerauft und mochten wol trockene Kehlen haben; da ſchloſſen beide Theile einen Waffenſtillſtand, ſoffen den Keller in friedlicher Gemeinſchaft aus und ſchlugen ſich dann wieder bis in die ſinkende Nacht.

Die Blütezeit der Kameradſchaft iſt überhaupt der Krieg; da ſind unſere Herzen jung und klopfen unſere Pulſe raſcher; da iſt die höhere Entwicklung moraliſcher Kräfte und der geſteigerte Enthuſiasmus in Allem und Jedem, läßt uns auch die Kameradſchaft ſchätzen, wie es ihr gebührt. Gleiche Gefahr und Noth und ſtets das Bild des nahen Todes vor Augen, legt ſich Arm in Arm und ſchließt ſich Herz an Herz. Keine Geliebte, keine Gattin, keine Kinder ſtehen uns zunächſt, der Kamerad nur, der an unſerer Seite fechtet, deſſen Schwert uns rettet, dem wir ſelbſt die Hand zur Hülfe reichen und der mit uns lebt und ſtirbt. Im Frieden hingegen röchelt die Kameradſchaft allmälig aus und nach der jetzigen langen Ruhe ſind wir auf dem Punkte, daß wir dies ſchöne Krie-

gerbündniß kaum mehr vom Hörenſagen kennen. Es war noch vor zwanzig Jahren anders, die Erinnerungen einer kräftigen Zeit ſummten in den Gemüthern nach; die Armeekreuze, dieſe Zeugen eines gemeinſam errungenen Ruhms, waren zugleich die Wahrzeichen einer ſchönen Vereinigung; die neu eingetretene Jugend verſtand noch den Geiſt jener innigen Verbrüderung, denn ſie hatte ihn unmittelbar vom Alter ererbt; das vertrauliche „Du" zwiſchen gleichen Chargen beim erſten Begegnen (das die öſtreichiſche Armee bis zur Stunde charakteriſirt) fand im Deutſchthun und Deutſchthume der Freiheitskriege ſeine Entſtehung. Da war man tagelang Ein Herz und Eine Seele, und frug ſich erſt zufällig oder beim Abſchied um den Namen. Man machte gegenſeitig weniger Complimente, aber man war treuherziger; man beſaß ſchwerlich mehr Geld als jetzt, aber der Kamerad theilte, ſo lange er etwas zu theilen hatte; es fehlte vielleicht auch damals nicht an gewiſſen Fuchsſchwänzern, aber das Ganze ließ den Ein-

zelnen nicht leicht in der Patsche, man hatte den Muth, den Kameraden gegen Unrecht und Ungerechtigkeit zu vertheidigen und kannte nicht die Rangwuth und den Avancir-Hunger von heutzutage. Man soff gottesmörderlich, das ist wahr, aber Alles soff, Alt und Jung, Vorgesetzte und Untergebene; man faßte Vertrauen zu einander, und wenn die Köpfe warm wurden, gingen die Herzen auf und Jeder sagte, was er auf der Leber hatte. Da war Alles vergessen und vergeben, und der geheimste Groll wurde im Weine für immer ertränkt.

All diese ritterlichen Eigenthümlichkeiten der Waffenfreundschaft (das Bechern war auch im Mittelalter nicht die letzte) verwischte uns nach und nach der Friede. Die sogenannt gebildeten Kameraden finden keinen Geschmack mehr im Umgange mit den Söhnen der Pike; der unverhältnißmäßig steigende Luxus läßt das Fürstenkind und des reichen Wechslers Buben, als Lieutenant schon, einen Wallenstein'schen Hofstaat halten, während dem mittellosen Offiziersohne

ſein Pfund Fleiſch vom Fourierſchützen angerichtet wird (freilich iſt der Unterſchied, daß des Einen Vater gerade da am Bette der Ehre ſtarb, wo der alte „Baron“ ſeine erſte Million erwarb). Kein Humpen ehrlichen deutſchen Weines verſammelt mehr die fröhlichen Kumpane um ſich, Champagnerſtöpſel nur knallen für die Auserwählten, und wer zu ſtolz iſt, ein Schmarotzer zu ſein, der bleibt einſam bei ſeinem Glas Bier und ſeinem Schwarzrettig; Geburt, Vermögen und Glück bringen Manchen ſchneller vorwärts und zu höheren Stellen, während die Minderbegünſtigten vor Alter, Bitterkeit und Neid ordentliche Menſchenfeinde werden; das jahrelange Feſtſitzen in einer und derſelben Station führt auf heimliche Wege und endlich zum Altar, die Pedanterie des Friedensdienſtes, die mehr und mehr alles Geiſtige und Poetiſche aus unſerm Stande verdrängt, zerſplittert die gegenſeitige Anhänglichkeit in tauſend kleine Gehäſſigkeiten; mit einem Worte, all das zuſammengenommen iſt es, was die Kameradſchaft

Rechtlichkeit.

Ehre, Ehrlichkeit und Herz,
Fester Schmelz zu einem Erz,
Sind das nicht drei gute Weihen,
Um des Kriegers Schwert zu feien?
Soldatenlied.

Es ſind zwei Tugenden, die ſich im Worte Biederſinn vereinigen, nämlich Rechtlichkeit und Menſchlichkeit.

Muth, Talente, glänzende Perſönlichkeit und Geſchick zur Verwendung, all die prächtigen Soldateneigenſchaften ſind gleichwol ohne Halt und Gehalt, wenn jene beiden dem Krieger fehlen. Biederſinn führt in unſerm Stande ſicherer noch durchs Leben als ſelbſt der Verſtand und es gibt keine ſchönere Grabſchrift eines Soldaten im Frieden wie im Kriege, als: er war ein Ehrenmann. „Anhalt, ehrlich Blut!“ rief Kaiſer Maximilian in tiefer Betrübniß, da

er den Tod seines getreuen Generals, Rathgebers und Jugendfreundes erfuhr, und dies Schmerzenswort des letzten Ritters gibt dem Fürsten Rudolf zu Anhalt gewiß ein ebenso ehrendes Zeugniß als die Geschichte, die ihn den Tapfern nennt.

Und zum Ehrenmanne gehört unbedingt der Biedersinn; rein muß die Seele sein von Unredlichkeit, von niedriger Selbst- und Habsucht, rein das Gewissen von Fluch und schwerwiegenden Thränen; „ohne Furcht und Tadel" wurde der tapferste und biederste der Ritter genannt.

Lazarus Schwendi, Freiherr auf Hohenlandsberg, der vier Kaisern und dem spanischen zweiten Philipp gedient hatte, nahm mit dem Ruhme eines tüchtigen Feldherrn auch den des „humansten Soldaten" mit ins Grab. Rechtlich und unbestechlich hielt er strenge auf Kriegszucht und — was in jenen Zeiten unbegreiflich schien — suchte die Truppen vom Plündern abzuhalten, wo es möglich war.

Feldmarschall Graf Khevenhüller, der keineswegs auf die menschlichste Weise, nicht nur das vom Feinde besetzte Oberöstreich in einigen Wochen zurückgewann, sondern auch halb Baiern dazu eroberte und an demselben Tage siegreich in München einrückte, da der Kurfürst Karl Albrecht, „den das Unglück nicht eher verlassen, als bis er das Unglück verließ", nämlich starb, in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde; dieser wildtapfere General, der Befehlshaber jener furchtbaren Horden eines Trenk, Menzel, Lannoy und eines Heeres, das in Stolz und Haß gegen den Thronräuber einer geliebten Königin entbrannt war; Khevenhüller, der alle Gräuel des Todes, des Sengens und Brennens, und der Verheerung in seinen Reihen führte, durfte sich dennoch am Sterbebette mit dem Gedanken trösten, daß kein ungerecht erworbener Heller auf seiner Seele laste und ihn niemals ein anderer Beweggrund zu Lohn und Strafe für seine Untergebenen geleitet habe, als die strengste Gerechtigkeit. „Ich verlor einen redlichen Vasal-

len und einen Beſchützer, den nur Gott belohnen kann", klagte Maria Thereſia bei ſeinem Tode.

„Was Ziethen über Alles erhob", heißt es auf dem Monumente der preußiſchen Generale zu Rheinsberg, „war ſeine Rechtlichkeit, ſeine Uneigennützigkeit und ſeine Verachtung Derjenigen, die ſich auf Koſten der bedrückten Völker bereicherten." Im ſiebenjährigen Kriege ſoll das preußiſche Heer, ſelbſt in Feindes Land, alle Lebensmittel ordentlich bezahlt haben; Schwerin's Lager war ein Markt, auf welchem der Landmann ſeine Producte abſetzen konnte und Offiziere, die auf dem Marſche nicht ihr Schlafgeld berichtigten, unterlagen der ernſteſten Verantwortung. Daß aber dieſe Mäßigung durch den ganzen Krieg ſtattgefunden, iſt kaum zu glauben, denn wo die fürchterlichen Rothmäntler hauſten, die nicht ſelten aus Comitatkerkern zuſammengetrommelt wurden, wo Baſchkiren und Kalmücken ihre blutige Wirthſchaft trieben, und der elegante Herzog von Richelieu Koſaken und

Panduren an Geldgier, Raubſucht und Ruchloſigkeit beſchämte, da wird wol endlich der lammſanfteſte Berliner Geduld und Beſcheidenheit verloren haben.

Allein früher — und zwar durch Jahrhunderte — war eine Zeit, in welcher man das Beutemachen als billigen Anſpruch, als Vergütung der Mühen und Entbehrungen des Soldaten betrachtete; in welcher das Plündern durch den ſcherzhaft nachſichtigen Ausdruck: „mit der längſten Elle meſſen" bezeichnet wurde; in welcher ſich beides nicht nur mit der Kriegerehre ganz wohl vertrug, ſondern auch ſelbſt Schriftſteller ſagen konnten: „Beute- und Beuteljagen gehört zum Trommelſchlagen." Als Götz von Berlichingen einſt eine feindliche Schar angriff, fielen ſeitwärts des Weges mehrere Wölfe in eine Schafheerde; „Glück zu", rief er ihnen zu, „Glück zu überall!" Damals war des ehrliebendſten Feldherrn Wahlſpruch: leben und leben laſſen; ein Chriſtian von Braunſchweig, „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind", mochte

seinen räuberischen Gesellen zurufen: „Nehmt Alles, nur glühendes Eisen und Mühlsteine laßt liegen", und es ist begreiflich, wie jenes alte Landstürzerlied aus dem dreißigjährigen Kriege, das eher einer Diebsbande würdig wäre, so viel Glück unter der Soldateska machte:

Stehlen, rauben, plündern, Beute,
Herzeleid für andre Leute,
Das ist des Soldaten Freude.

Beim Sturme von Rom, der ohne des Kaisers Einwilligung und Wissen und — wie Einige wähnen — selbst gegen den Willen des Herzogs von Bourbon, im Jahre 1527, von dessen Truppen unternommen ward, dauerte die Plünderung fünf Tage. Was gothische und vandalische Zerstörungswuth, was die gierigste Habsucht, die viehischeste Ausgelassenheit eines aus allen Nationen unter die Fahnen gelaufenen Pöbels Schauderhaftes zu erdenken vermochte, wurde da vollbracht, und selbst die geregelteren deutschen Scharen, die frommen Landsknechte Georg von Frundsberg's, sahen sich in die allge-

meine Zügelloſigkeit mitgeriſſen. Aber keine Schandthaten werden ihnen nachgeſagt, ſondern „Curzweil und Affenſpiel" trieben ſie, „die Cardinalshüt ſetzten ſie auf und thaten die langen rothen Röcke an und ritte der dicke Sandtzell als Bapſt herum." Am grauenhafteſten hauſten die Spanier und Italiener; Manns- und Frauenklöſter, Kirchen und Gräber wurden erbrochen, und heilige Leiber beſtohlen und geraubt. „Nur zu, meine Kinder!" ſchrie der wahnſinnige Mönch von Siena, „Pfaffen- und Kriegsgut geht wieder hin als her." Ritter und Knechte zogen mit reichen Schätzen und koſtbaren heiligen Ueberreſten in ihr Vaterland, und es ward noch jahrelang darnach mit den ehrwürdigen Gebeinen knochenweiſe ein ſchmählicher Handel getrieben.

Von Schärtlin's römiſcher Beute iſt zwar nur der Strick bekannt, mit welchem ſich Judas Iſcharioth, nach ſeinem Verrath unſers Heilandes, erhängt hatte, und der noch in den letzten Siebenziger-Jahren — wie Holzſchuer,

der Herausgeber der eigenhändig verfaßten Lebensbeschreibung des Ritters bemerkt — auf dessen Schlosse zu Burtenbach, in Augenschein genommen werden konnte; allein was der fromme Held sonst noch mit in die Heimat gebracht, muß wol mehr werth gewesen sein, denn er hinterließ eine Million. Daß Jürg von Frundsberg, der biedere Deutsche, außer den Schlüsseln von Genua, dem Scepter des Dogen, der großen Seeflagge der Republik und dem gewaltigen Reichsschwerte Franz' I., keine Schätze aus Italien mitnahm, bewies seine Armuth nach dem Kriege und nach seinem Tode. Dennoch traf auch ihn der Fluch der Geistlichkeit, und Paulus Jovius, Bischof zu Murcia, redet ihm gehässig nach: „er seye Impius und habe einen Gülden Strick im Busen getragen, er wöll den Bapst und die Cardinäl henken."

Jammerschade war es, daß Eugen und Marlborough die bei Höchstädt gefangenen achtundvierzig Kutschen mit pariser Damen, die eben dem Marschall Tallard und seinen galan-

ten Offizieren im Lager einen Beſuch gemacht, ſo ſchnell zurückſchickten. Hätte das Kriegsglück den Franzoſen eine deutſche Eroberung dieſer Art in die Hände geſpielt, ſie wären gewiß weniger großmüthig geweſen. Die denkbar glänzendſte Beute machten übrigens die Hunnen, als ſie die heilige Urſula mit elftauſend Jungfrauen fingen; man weiß auch gar nicht recht, wie die Legende eigentlich ausgegangen.

„Das Wort Krieg", ſagt Heinrich Kirchhof, „kömmt von kriegen, welches ſo viel bedeutet, als etwas erhalten, in ſeinem Begriffe aber dem Wegnehmen näher ſteht als dem Bekommen. Ein Krieger iſt daher Derjenige, der etwas kriegt, und wer auf ſolche Weiſe viel kriegt, der iſt ein glücklicher Krieger." Schon dergleichen naiven Definitionen nach, war es von jeher mit der Ehre des Kriegsmanns verträglich, ſich durch Plündern und Beutemachen zu bereichern und ſelbſt im Mittelalter, da die Blume der Ehrenhaftigkeit — freilich andersfarbig und andersduftend als heutzutage — in

ſchönſter Blüte ſtand, brachte es dem Ritter nur Schande, Witwen und Waiſen und Wehrloſe überhaupt zu überfallen. Angeſagte und ehrliche Fehde gebot das Fauſtrecht, war aber die feindliche Burg erobert, dann ging es über Gewölbe und Böden, Keller, Kiſten und Kaſten und zuletzt wurde jedes Mal der rothe Hahn aufs Dach geſteckt. Kaufleute auf öffentlicher Straße niederzuwerfen, war nicht geradezu erlaubt, aber — wenn es nicht auf heimtückiſche und Buſchklepperart geſchah, oder das Krämervolk gar mit „keckem Stadtgeleite" zog — um ſo weniger eine unmittelbare Schmach für den Thäter, als die Städte vorhinein ſchon als Feinde der Ritterſchaft, und die handeltreibenden „Kümmerer und Juden" als ein zu allen Zeiten jagdgerechtes Wild vom Adel angeſehen wurden. So und nicht viel beſſer hielten es die ehrenfeſteſten Namen jener Periode, vom Finkler Heinrich, dem erſten Ritter, bis zu Maximilian, dem letzten; ſo thaten die Schottenſtein und Dürnſtein, die Truchſes und Thüngen, die

Rottenhann und Berlichingen und all die Eisenmänner, deren Eisenfäuste nicht gerne feierten; so that auch Rudolf von Habsburg, da er noch als schweizerischer Graf, von seiner Felsenfeste aus, auf Städte, Bischöfe und Herren fiel, ihnen den gewaltigen Schild hinhaltend, worauf Faustkolbe und Oelzweig gemalt und der Spruch darunter war: Wehl was du wilt. Der ehrliche Fugger, der seinen Ehrenspiegel (diese Vergötterung des glorreichen habsburgischen Hauses) schon in einer lichtern Zeit schrieb, geberdet sich oft fast komisch, wenn er bei jeder Waffenthat seines ersten und Haupthelden, Rudolf, stets den Wiederholungssatz anbringen muß: „dann wurde geplündert und die Burg verbrennt.“

Wie gut sich derlei barbarische Gewohnheiten überhaupt mit der Ritterehre — und zwar noch zu einer Zeit vertrugen, da Hund, Falke und Leibeigner schon lange nicht mehr im gleichen Werthe standen, beweisen ferner die sonderbaren und oft ganz widersinnigen Rechte des dama-

ligen Adels. Wenn auch die aufgedrungenen Geleite auf offener Straße, die der Reisende mit schwerem Gelde erkaufen mußte, die gewissen Schutzzölle, die sogar die edelsten Geschlechter von einzelnen vielwandernden Gewerben für sich allein in Beschlag nahmen, wie denn die Grafen von Hohenlohe Kesselflicker-Schutz übten; wenn, wie gesagt, solche Plünderungsrechte, ihrem Entstehen nach, noch entschuldigt werden könnten, so waren doch andere allem gesunden Menschenverstande entgegen. Z. B. das Recht der Potendorfe und Mordare in Kärnthen, die, während der neue Landesfürst am Huldigungsstuhle saß, nach Belieben jedes Dorf im Lande verbrennen konnten, wenn es sich nicht früher loskaufte, was natürlich niemals unterlassen wurde.

Und so war denn plündern, sengen und brennen gleichsam eine Nothwendigkeit der damaligen Kriegsführung; man wußte es nicht anders, und wenn der ewige Landfriede durch den adeligen Weißkunig Maximilian durchgesetzt

und von ſeinen Nachfolgern feſtgehalten wurde, ſo konnte es durch keine anderen Mittel geſchehen, als abermals durch Feuer und Schwert, Zerſtörung und Plünderung. Ohne übrigens dieſen ruheliebenden und ruhebringenden Kaiſern ihre edlen Herzen abſprechen zu wollen, ſo war es doch weniger der Eifer für den Frieden des Landes, der den Landfrieden gebar, als vielmehr die Furcht vor dem immer kühner und mächtiger aufſtrebenden Geiſt des Ritterthums, der faſt den Glanz kaiſerlicher Majeſtät erbleichen machte. „Trutz Kaiſer“ hieß der Thurm, den jener Pfalzgraf am Rhein an ſein Schloß zu Heidelberg baute und dieſer wilde, übermüthige Trotz mußte gebrochen werden, um uneingeſchränkte Fürſtenmacht zu erringen. Das ahneten Männer, wie Hutten, Reuchlin und Sickingen, und deshalb brach dieſer vor ſeinem Tode in die prophetiſchen Worte aus: „Ich bin nit der Hahn, darum man tanzt, ſondern man will tanzen um die ganze Ritterſchaft.“ Wenn nun ſpäter die Kaiſer in ihren Bemühungen für die

Ruhe des Landes, für Straßen- und Handelssicherheit durch den Adel unterstützt wurden, so that es dieser noch lange nicht aus einem reinsittlichen Beweggrunde, oder einem geläuterten Begriffe von Ehre, vielmehr trieben ihn ganz andere fernerliegende Ursachen dazu, das Pulver nämlich und die heilige Vehme. Nicht die kaiserliche Acht, nicht die Reichstruppen konnten den alten Raufbold auf seinem hohen Adlerhorste schrecken, wol aber jenes heimliche Tribunal, das bei Nacht und Nebel richtete und dessen Dolche zu Hause am Lotterbettlein so sicher trafen, als auf freiem Felde; wol aber der Purlebaus, der Weckauf, die scharfe Metze und die Singerinn, die ihm Thurm und Wall zusammenkrachten. Dem Kriege mit Feuerröhren konnte die deutsche Degentapferkeit keinen Geschmack abgewinnen und das Pulver wurde daher der eigentliche Kitt für den ewigen Landfrieden. Nur ein Mal noch zuckte das Faustrecht mit all seinen Gräueln unter Wilhelm von Grumbach auf, der im Vereine mit Mandels-

lohe, Zedtwitz, Stein und Rosenberg die zerrissene Freiheit und Reichs-Unmittelbarkeit der deutschen Ritterschaft herstellen wollte, aber dafür selbst in vier Theile zerrissen wurde; dann ging das Faustrecht in allerdurchlauchtigste Fäuste über und hieß nunmehr Landfriede, dann wurde statt von Herren und Rittern, von Fußknechten und Reitern gesengt und gebrennt und die Nacht- und Nachrichterei der heiligen Vehme ward zum Reichskammergericht, zu jenem unterthänigsten Pedell des Excellenzen-Wachsfiguren-Cabinets zu Regensburg, zu jener bockſteifen, unbehülflichen, bestaubt und vermoderten Papiergerechtigkeit, die mit ihren Acten über mittelalterliche Händel, vielleicht bis zur Stunde noch nicht fertig wäre, wenn Napoleon diesen gordischen Knoten nicht mit dem Alexanderschwerte durchhauen hätte.

Sobald nun das Ritterthum im Soldatenstande aufgegangen war, vererbte sich das liebgewöhnte Plündern und Beutemachen natürlich auf diesen und ward selbst im Frieden zu einer Art Schnapphahn-Gewerbe. Das unter Rau-

sen, Rauben und Saufen ergraute Kriegsvolk, das „Sold nahm und dem Teufel diente", lief bis zu neuer Werbung, entweder „als allerärgste Schälk, böß und freydig mit dem Maul, auf den Gart und Bettel", oder zogen die „Spitz- und Lottersbuben" in ganzen Fähnlein, unter selbstgewählten Führern, „brassend, schlemmend und demmend von einem Losement zum andern, rufen und schreien Mum, Mum: hauwen einander selbs lam und krum, sind Plag und Schreck der Dörfer und Fleck und verschonen nit Kirchen, in welche arm Leut ihr armütlein geflöhet."

So bald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern erkoren,
Der erste, der ihn ernährt,
Der andre, der ihm ein schöns Weib beschert,
Der dritt, der vor ihn zum Teufel fährt.

Jene herrenlosen Landsknechte mit der Wolfsfahne: „Ich dürst nach Beute", sprachen offen ihr Gewerbe aus, der „unchristlich und verlorne" Haufe, der dem König Johann von Dänemark

gegen Schweden gedient hatte, kehrte als „niemand nütz Volk" in sein Vaterland zurück und die gewissen Kreuzer, die im sechzehnten Jahrhundert gegen die Türken bestimmt, auch nach ihrer Entlassung die Waffen nicht mehr ablegten, mußten mit Gewalt ausgerottet werden. Sogar als stehende Heere mehr und mehr in Anwendung kamen, als endlich mit der Ehrenrettung der ganzen Menschheit, auch die Kriegerehre menschlicher, und Soldatenzügellosigkeit zur Kriegszucht wurde, blieb es dennoch in den Artikulsbriefen bis zu den späteren Kriegsartikeln beim Plündern und Beutemachen, und wenn man in alten Kriegsbeschreibungen oftmals den Ausdruck liest: „und ist bei der Stürmung ordentlich und ehrbar hergegangen", so wollte dies nur sagen: es wurde nicht eher, nicht unmenschlicher und nicht länger geplündert, als es das Gesetz und der Befehlshaber erlaubten. Ganz und gar ohne Plünderung war eine Eroberung kaum denkbar und erst vom spanischen Erbfolgekriege angefangen, erhielt diese Räu-

berei im Großen, feste und mildere Formen, bis sie endlich in neuester Zeit Requisition und Contribution (höfliche Bitte mit gespannter Pistole) genannt wurde.

Die Erfahrung, daß manch halbgewonnene Schlacht durch die Raubungeduld der Truppen verloren ging, brachte übrigens schon in die ersten Artikulsbriefe gewisse strenge Bestimmungen über Plündern und Beutemachen. Fronsperger sagt: „Wann nun der Oberst aller sorg frei ist, soll er Reisigen und Fußknechten, Weibern und Buben ein Zeichen geben den Schlachtplatz auffzuraumen, die Beut wölt er gemeiniglich vor alle aufheben und austheilen lassen, einem wie dem andern, und welcher eines Hellers werth verzwickt, on alle gnad an ein Ast henken."

In einem Artikulsbriefe Maximilian's II. heißt es: „daß ein Jeder Alles, was er vom einzelnen Feinde erjaget, behalten, wegen der Gefangenen aber, mit ihme um eine billiche Recompens gehandelt werden solle; item daß alle

von unten auf räderte, und endlich erſtand ein Feind gegen ſie, der ihr den Gnadenſtoß gab, und dieſer grimmigſte Feind iſt das — Waſſer.

Ja, ihr Herren Collegen und Confratres, die wir uns nicht mehr Kameraden nennen können; der gräfenberger Prießnitz, ſeit er uns mit ſeiner verwünſchten Waſſerkur die Weinflaſchen zerſchlagen (die ſtarken franzöſiſchen, nämlich Champagner- und Bordeaux-Bouteillen hielten aus), hat uns auch die Kameradſchaft und manch andere Soldatentugend obendrein, an der Wurzel abgeſchlagen; ſeitdem uns der Wein nicht mehr die kleinen Selbſtſüchteleien aus dem Herzen, die unvermeidlichen Zwiſtigkeiten aus dem Gemüthe und die Grillen aus dem Kopfe ſpült, ſchwemmt ſie das Waſſer vielmehr zuſammen und verhärtet ſie zu jener unliebenswürdigen, kalten, langweiligen und nüchternen Selbſtſucht und Antheilloſigkeit, die es ſich in unſerm Innern ſo breit und bequem machen und die Kameradſchaft ganz und gar verſanden.

Wird es endlich mit der Ordentlichkeit des Zeitalters nicht noch ſo weit kommen, daß auch der Soldatenſtand, bei dem der luſtige, leichtſinnige, unbekümmerte Muth Alles macht und der bei einem Becher Wein Entbehrung, Hunger und Kummer vergißt, dem Mäßigkeits-Vereine beitreten muß?

Der „deutſche Soldat“ will kein Lobredner der mittelalterlichen Saufgelage früherer Jahre ſein, da der Spruch galt:

Wer ſich ſcheut ein Rauſch zu han,
Der iſt gewiß kein Biedermann,

aber es lag doch in der damaligen Art des friedlichen Kriegerlebens eine gewiſſe Kraft, eine — wenn auch rohe — Männlichkeit; jetzt ſind wir die wahren Herkuleſſe am Spinnrocken und ſobald wir den Degen von der Hüfte ſchnallen, ſticken wir Fußſchemmel und Sophapolſter.

Schwendi — „und geben ihm einzelne Perſonen etwa eine Verehrung, aber ſelten.“ Was an Vieh mit geſpaltenem Hufe erbeutet wurde, war zur Hälfte dem Kriegsfürſten, zur Hälfte denen, ſo es genommen. Der Feldobriſt hatte ſeinen „Branntmeiſter und Brennfahne, und ließ er dieſelbige fliegen, wann es ſein Befehl war zu brennen, doch hatte ſonſt niemand die Macht dazu.“

Und bis heutzutage iſt Beutemachen und Plündern (wenn auch menſchlicher geregelt) nicht ganz aus unſerm Stande verſchwunden und kam der Fall noch in den neueſten Zeiten vor, wie denn Marſchall Wrede das Städtchen Arcis an der Aube, deſſen Einwohner auf ſeine Baiern geſchoſſen, durch ſechs Stunden plündern ließ. Muß noch hier und da ſolch ein grauſames Beiſpiel in Feindesland gegeben werden, ſo wendet ſich doch der vom beſſern Geiſte beſeelte Soldat ſtets mit Abſcheu von dieſem wilden, unmenſchlichen Gebrauche und ſchließt ſich mit ſeiner Denkungsart lieber zu jenen edeln

deutſchen Truppen, die nach dem letzten franzöſiſchen Kriege alles Beutegeld, das ſie für die eroberten Geſchütze von ihrem Landesherrn erhielten, zu wohlthätigen Zwecken für Invaliden, Soldaten-Wittwen und -Waiſen beſtimmten.

Während aber die ehrliche Räuberei ſich durch Jahrhunderte zum Syſtem herangebildet hatte, und durch des fürchterlichen türkiſchen Sackmanns Beiſpiel eine neue Hochſchule durchwanderte; während Franzoſen und Deutſche gegenſeitig bei einander in die Lehre gingen und die berüchtigten Rothmäntler noch im ſiebenjährigen Kriege wie Raubwölfe auf Lebendige in friedlichen Hütten ſtürzten und wie Hyänen nicht die Todten in ihren Gräbern verſchonten, entſtand ſeit Errichtung der Landsknechte allmälig eine Art des Plünderns, mit welcher jedoch vorerſt nur die höheren Offiziere beſchuldigt werden konnten, es war die Unredlichkeit gegen das hohe Aerar.

Sobald mit einem Kriegs-, Feld- oder Generaloberſten der Vertrag abgeſchloſſen war, ſo

und so viele Fähnlein zu Diensten der allerhöchsten Herrschaft zu stellen und ihm daher Recht und Gewalt verliehen wurde, ein fürstlich oder kaiserliches Werbpatent umschlagen zu lassen, so erschienen nach Aufstellung des Heeres und auch noch später von Zeit zu Zeit die Kriegsräthe und Musterherren, um sich im Namen und Interesse des Regenten von der Vollziehung jenes Vertrages, von Anzahl, Bewaffnung und Ausrüstung der Mannschaft die Ueberzeugung zu verschaffen, kurz, zu untersuchen, ob des Kriegsfürsten, oder „Ihro kaiserlichen Majestät Schade gewarnet, und Frommen befürderet worden." Da geschah es nun nicht selten, daß diese alten Perücken — kirre gemacht durch Gelage und Geschenke — die Augen hinter ihren Brillen zudrückten und nicht gewahr wurden, wie Leute und Pferde auf dem gehörigen Stande fehlten. War der Musterherr aber streng und redlich, so wurden für den Musterungstag eigens gemiethete Bursche in die Harnische und Reihen gesteckt, welche die leeren Rot-

ten ausfüllten und blinde Rotten, oder Paſſevolanten hießen.

Solch unſauberes Beiſpiel von oben verfehlte nicht ſeine Wirkung nach unten und bald wurde von allen Seiten am hohen Aerarium gezerrt und geriſſen; wer einen Zipfel erobern konnte, der that es und wurde zuletzt von dieſen „Geizwürmern und judſüchtigen Offizieren" ſelbſt dem armen gemeinen Manne Sold und Gebühr geſchmälert. Die Armee war eine einträgliche Grafſchaft, das Regiment eine Meierei, die Compagnie wenigſtens eine Melkkuh; keine Krähe hackte der andern die Augen aus und eine Hand wuſch die andere. Deshalb endlich die ſtrengen Geſetze wider Hintergehung der Muſterung, gegen Veruntreuung des kleinſten ärariſchen Gutes, gegen Vorenthaltung des Soldes und Verhehlung abgehender Mannſchaft, Pferde und Ausrüſtung.

Zu gegenwärtiger Zeit, da die Begriffe über militairiſche Ehre geläuterter ſind und deren Verletzung augenblicklich beim wahren Namen

genannt wird, können derlei Panduren und Tolpatschen des Friedens ihr Wesen nicht länger treiben, und wer die silberne oder goldene Degenquaste, die Chärpe, oder den Ringkragen trägt, muß es schlecht, niedrig und ganz und gar dem Offizierscharakter zuwider finden, auch nur das Geringste sein zu nennen, das ihm nicht gebührt. „Warum soll man den Gewinn dem Aerar schenken?“ ist ein durch und durch gemeines Wort, selbst wenn dies sogenannte Schenken eine enger bezeichnete Grenze hätte und es sich leichter bestimmen ließe, wo das Schenken aufhört und das Nehmen anfängt. Nichts, aber auch nicht das Geringste von dem, was sich der Offizier nicht reglementmäßig zueignen darf, kann er behalten, ohne einen unerträglichen, mit seinem adeligen Stande unverträglichen Schimpf auf sich zu laden, und mit dem untersten Musketier, der sein Commißhemd verkauft, auf einer und derselben Stufe zu stehen, da ist der Nagel auf den Kopf getroffen.

Aber selbst zur Zeit des dreißigjährigen Krie-

ges, da „Beutemachen der Acker, und der Säbel die Sichel des Soldaten" war und Feldherr und Kriegsheer jahrelang von Brandschatzung und Plünderung sich erhielten; da ein Ernst von Mansfeld einen völligen Freibeuterkrieg führte, bis er endlich sein mit englischem und französischem Geld erkauftes Geschütz und Heergeräth in tiefster Armuth veräußerte; da ein Christian von Braunschweig „die Provinz Lothringen wie Weinträber auspreßte" und ein Herzog von Savelli zu Demmin den Bauern die Pferde tödten ließ, um dem Abdecker die Häute zu verhandeln; selbst während so gräulichem Uebermuthe der Soldatenherrschaft wurde ein gewisser schmutziger Eigennutz nicht schamloser zur Schau gestellt, als es in den neuesten Kriegen durch die Marschälle des französischen Kaisers der Fall war. Nur Wenige machten davon eine ruhmvolle Ausnahme, unter ihnen General Serrurier, der seiner Unbestechlichkeit, Uneigennützigkeit und Sittenreinheit wegen über den Alpen die italienische Jungfrau hieß; Vandamme

und Andere aber brachten es im großartigen Stehlen wahrhaft zur Claſſicität, und mag derſelbe durch das in ſeinem Geburtsorte geſtiftete Hospital ſchwerlich ſein Gewiſſen beruhigt haben. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Meiſterſchaft dieſe Blutigel die Länder auszuſaugen wußten, die ſie beſetzt hielten und wie ſie alle möglichen Artikel in Beſchlag nahmen, wenn nichts Klingendes mehr vorräthig war. Holz und Salz, Tücher und Leinwand, Zucker, Kaffee und Chocolade, Alles paßte in ihren Kram; ſie fanden immer was ſie ſuchten, und nahmen was ſie fanden.

In der zu Breslau durch Groß und Barth veröffentlichten Kriegsgeſchichte vom Jahre 1812 bis 1813 befindet ſich eine umſtändliche Aufzählung der Lebensmittel, welche einigen dieſer ungebetenen hohen Gäſte für die tägliche Tafel geliefert werden mußten. Es folgt hier die buchſtäbliche Abſchrift eines zufällig aufbehaltenen Küchenzettels des 1807 in Breslau commandirenden Marſchalls Mortier, ſpätern Her-

zogs von Treviſo, der beiweitem einer der gemäßigſten jener unmäßigen Forderer war und, nach ſeinem durch die fieschiſche Höllenmaſchine erfolgten Tode, den Ruf eines Muſters kriegeriſcher und bürgerlicher Tugend mit ins Grab nahm.

Küchenzettel für den 4. Auguſt 1807.

Ein Lamm,
Sechs Kälbergehirne,
Zwei Kälberlebern,
Zwölf junge Hühner,
Acht Enten,
Zwei Faſanen,
Zwölf junge Tauben,
Vier junge Auerhähne,
Ein Wels,
Sechs große Fiſche,
Zwölf kleine,
Vier Aale,
Zweihundert Krebſe,
Zwanzig Quart Butter,
Zweihundert Eier,
Zwanzig Pfund Schweinefett,
Dreißig Pfund Speck,
Zwei Schinken,
Sechs Pfund Trüffeln,
Alle möglichen Gemüſe,
Sechs Pfund Kaffee,

Zwölf Pfund Zucker,
Sieben Pfund Reiß,
Ein Pfund Pfeffer,
Zweiundvierzig Muskatnüſſe,
Ein Viertelpfund Zimmet,
Ein Viertelpfund Saffran,
Sechs Stängel Vanille,
Ein Pfund Thee,
Ein Pfund Hauſenblaſe,
Sechs Buch Papier,
Vier Rollen Bindfaden,
Vierundzwanzig Citronen,
Vier Bouteillen Oel,
Zwölf Teller Obſt,
Zwölf Teller Confect,
Zwei Büchſen Eis,
Zwei Stück Ananas,
Zwei Pfund Chocolade,
Vier Pfund Mandeln,
Sechs Bouteillen Eſſig,
Zwei Pfund Macaroni,
Zwei Büchſen Capern,
Zwanzig Bouteillen Rheinwein,
Zwanzig Bouteillen Bordeaux,
Zwölf Bouteillen vin de Grâce,
Zwölf Bouteillen Madeira,
Sechs Bouteillen Tokayer,
Sechs Bouteillen Champagner,
Sechs Bouteillen Rum,
Sechs Quart Roſoglio.

Dieſer Küchenzettel an und für ſich, beſonders eine oder die andere Gattung der aufgezählten Eßwaaren, dürfte zwar irgend einem hochgebornen Leckermaule — deſſen Koch ein ebenſo betrügeriſcher Schalk iſt, als es (den ſechs Pfund Trüffeln nach zu urtheilen) der Haushofmeiſter des Herzogs von Treviſo, ſeligen Andenkens, geweſen ſein muß — gerade nicht übertrieben ſcheinen; auch ſoll keineswegs in Abrede geſtellt werden, daß bei manchem Verein-Gaſtmahl deutſcher Sänger und Naturforſcher, Gott ſei Dank! wenigſtens zehnmal mehr Wein verbraucht wird; bedenkt man aber, welche Maſſe von Lebensmitteln verhältnißmäßig auch der übrigen Generalität, den Oberſten, den Subaltern-Offizieren und bis zum gemeinen Soldaten herab, in der Stadt und auf dem Lande, täglich, unentgeltlich und unweigerlich geliefert werden mußte, ſo tritt uns endlich der Druck des Bürgers und Landmanns in einer Größe entgegen, wie er kaum ärger gedacht werden kann.

Menſchlichkeit.

Vergeuß nicht unſchuldiges Blut,
Dann es bringt je gar ſelten gut;
Doch wo erbarmung ſcheint bey gewalt,
Deß lob und ehr wird gwonlich alt.
Lehr, ſo Keyſer Maxmillian in ſeiner jugend durch ſeine treffenliche Kriegsräht zugeſtellt iſt.

Menſchlichkeit glänzt als einer der edelſten Juwele im Diadem der Kriegertugenden, ſie iſt die ſanfteſte Verklärung der Kriegerehre und der Schlußſtein des Monumentes eines Helden. Ohne Menſchlichkeit beſtände ein Heer aus hunderttauſend Mördern, kaum von den galgenreifen dadurch unterſchieden, daß ſie nach dem Commandowort todtſchlagen. „Wollte Gott, es ſtände in meiner Macht auch die Todten lebendig zu machen", ſagte Theodoſius, als man ihm zu einem Siege Glück wünſchte. Bekannt iſt der ſchöne Zug des edeln Beſſières, der bei

Marengo durch jenen berühmten Cavallerie-Angriff wesentlich zur Entscheidung der Schlacht beitrug. An der Spitze seiner, dem fliehenden Feinde nachstürmenden Scharen, stieß er auf einen verwundeten östreichischen Soldaten, der unvermögend sich zu erheben, flehend seine Arme ausstreckte, ihn nicht zu überreiten. „Oeffnet eure Reihen und schont des braven Kameraden!“ rief der General seinen Leuten zu und das Wort ging von Mund zu Mund, von Glied zu Glied, und der Mann wurde erhalten.

Graf Staray, Oberst des eszterhaßischen Regimentes, hatte im Jahre 1768 das Dorf Szedowa gegen die türkische Uebermacht zu vertheidigen. Während die Feinde in dichten Haufen ansprengten, gewahrte er ein Kind auf dem Wege liegen, das von den geschreckten Einwohnern im Getümmel der Flucht vergessen worden war. Im nächsten Augenblicke mußte das hülflose Wesen unter den Hufen der Pferde zertreten werden, da sprang der menschenfreundliche Krieger aus dem Sattel, hob das Kind

mitten im Kugelregen der eignen Leute und faſt ſchon vom Feinde umrungen zu ſich und kehrte in ſein Quarré zurück.

Der wirkliche Held iſt immer menſchlich; das bewieſen Kaiſer Max, Guſtav Adolf, der ſavoiſche und leuchtenbergiſche Eugen, Prinz Heinrich von Preußen und Loudon. Vom alten Schwerin heißt es: Die Völker, geſichert durch ſeine Menſchlichkeit, verehrten ſeinen Heldenmuth.

Aber Menſchlichkeit muß in unſerm Stande oft einer traurigen Nothwendigkeit geopfert werden; Kriegerpflicht iſt dergeſtalt die erſte Verbindlichkeit der Kriegerehre und dieſe das oberſte Gefühl in unſerer Bruſt, daß jedes ſanftere davon in den Hintergrund gedrängt wird und man Wohl und Wehe, Leben und Eigenthum des Einzelnen nicht mehr achtet, ſobald es ſich um die Erreichung irgend eines militairiſchen Zweckes handelt. Oft bleiben Sold und Verpflegung aus; aber leben muß der Soldat und etwas im Leibe haben, damit ihm das Herz darin nicht wackle; ja, er hat oft noch Hunger, wenn das

Hauptquartier lang schon satt ist und weil ihm kein Küchenwagen nachfährt, zieht er sich die Rüben aus dem nächstbesten Acker; da ist freilich:

Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Er nimmt das Ei und das Huhn dazu.

Ein gar zu weiches Herz taugt nicht zu unserm eisernen Handwerk; das Einhauen an und für sich ist kein Werk der Barmherzigkeit; die Menschlichkeit muß schweigen, wenn die Nothwendigkeit Menschenleben fordert, denn Menschen opfern zur gehörigen Zeit, heißt Menschenleben schonen.

Johann Graf von Spork, anfangs ein tüchtiger Reitergeneral und so leidenschaftlich für den Werth seiner Truppengattung eingenommen, daß er dem Kaiser den drolligen Vorschlag machte, auch das ganze Fußvolk zu Pferde zu setzen; dieses mehr gutmüthige als geistreiche, aber gewaltig viel betende Herrlein weinte heiße Thränen, weil er seine geliebten und schönen Küraſſiere ins Treffen führen sollte,

ſchon (?) vor ſiebenzig Jahren abgeſchafft. Der Zeitgeiſt iſt auch gegen Unmenſchen menſchlich geworden, wie der Dichter ſagt, und wo noch im Buchſtaben des Geſetzes eine unnatürliche Strenge liegt, da mildert ſchon das Kriegsgericht und vielleicht abermals die höhere Behörde, welcher das Begnadigungsrecht zuſteht.

Alſo in den damaligen Geſetzen nur, in den barbariſchen Begriffen der Zeit, die ſie gab, lag Härte und Grauſamkeit, unſerm Stande ſelbſt konnte keine unmittelbare Unmenſchlichkeit in Ausübung der Gerechtigkeit zur Laſt gelegt werden. Der Kriegerſtand wurde von jeher als Ehrenſtand betrachtet und was ihm nach dem jedesmaligen Grad der Aufklärung Schande brachte, das mußte mit Blut und Leben geſühnt werden. Der Unglückliche, der von den Spießen ſeiner Kameraden durchbohrt wurde, war ſo gut von der Gerechtigkeit ſeiner Strafe überzeugt als die Vollſtrecker derſelben, denn „ehrlich Regiment zu halten und Urtheil zu fellen, als weit eines Jeglichen Verſtand ausreicht" war ihre

Pflicht und Ehr und Eid und „bedankt ſich der Profoß, „wenn der arm Menſch verſcheiden iſt, faſt gegen den hellen hauffen, das ſie ſo ehrlich Regiment helffen, führen und halten und bittet den gantzen hellen hauffen, daß einer von dem andern ſtraff wolt annemmen und nit einer den andern ſo liederlich übergeben, und ein Exempel ſollen nemmen bey dieſem abgeſtorbenen Menſchen, denn was er thu, das müß er thun, von wegen des Regiments.“ Konnte daher damals die Gemüthloſigkeit eines Vorgeſetzten nicht leicht Einfluß üben auf ſcharfe Beſtrafung des Untergebenen, ſo wurde die Sache doch bedenklicher, als durch das, mit Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo beliebt gewordene Fuchteln und Prügeln, der Willkür eines launenhaften und herzloſen Obern ſich ein weites Feld darbot, dieſer empfindlichen und die Menſchheit entehrenden Züchtigung ſeine kleinlich perſönliche Rache unterzuſchieben, oder — im beſſern Falle — den Stock für ſich regieren zu laſſen. Statt den Fehler zu verhüten,

ihn zu unterſuchen, wurde das Vergehen nur nach der Prügeltaxe quittirt und jeder Prozeß durch das Donnerwort „Fünfundzwanzig!“ auf die kürzeſte und bequemſte Art abgethan.

Auf dem Wartburgfeſte — bei Gelegenheit des Gedächtnißtages der Schlacht von Leipzig und der dritten Jahrhundertfeier der Reformation — wurde der Korporalſtock, dieſer Mittler und Heiland aller Soldatenſünden, ſammt zweien Schächern: Schnürleib und Haarzopf, als ungermaniſch, öffentlich verbrannt; der Stock, als ſichtbares Zeichen einer unſichtbaren Tyrannengnade; der Schnürleib, als Sinnbild jeglicher Schranke perſönlicher Freiheit; der Haarzopf, als letztes Ueberbleibſel pedantiſcher Förmlichkeit und alle Drei endlich als wurmſtichiger, halbvermoderter Dreizack der von ihrem Throne geſtoßenen Herkömmlichkeit. Allein trotz dem, daß jene heißpatriotiſche Studenten-Jugend ſo väterlich für ihre Väter ſorgte, konnte das Kleeblatt nicht gänzlich ausgerottet werden. Der Stock erſtand in manchem Heere wie ein Phönix aus

ſeiner Aſche; der Schnürleib ſchnürt und preßt — ſelbſt unter dem neuaufgefundenen mittelalterlichen Waffenrocke — wenigſtens noch moraliſch und des ſeligen Haarzopfs Geiſt wird ſo lange unter uns umgehen, als die Pedanterie, dieſer heiligſte Cultus der Kleinlichkeit, dieſes Märtyrerthum des geſunden Menſchenverſtandes, nicht ablaſſen kann ihn heraufzubeſchwören. Peter der Große ſchaffte die Strelitzen ab, Mahmud II. die Janitſcharen, Deutſchland die engen Kamaſchen-Hoſen, aber der Zopf, der gewaltige Zopf, hat ſich während des dreißigjährigen Friedens ſo feſt und ſicher in alle einzelnen Theile, in jede Ecke, Niſche und Rinne des Militairſyſtems eingeniſtet und eingebürgert, daß es faſt gefährlich wäre, ihn plötzlich aufzuſcheuchen. Der witzigſte, boshafteſte und keckſte der deutſchen Dichter ſingt:

Der lange Schnurbart, er iſt nur
Des Zopfthums neuere Phaſe,
Der Zopf, der ihnen ſonſt hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe.

Wenn es nun der „deutſche Soldat" nicht wagt, die beiden Trabanten des Stockes anzugreifen, ſo vergönne ihm der wohlgönnende Leſer doch einige Worte über letztern, ſollte er ſich auch dadurch von dem Verdachte, zu deſſen heimlichen Anhängern zu gehören, nicht ganz rechtfertigen können.

Der Meinungskampf über die Unantaſtbarkeit des Korporalſtocks wurde in neueſter Zeit, gleich dem Inveſtiturſtreit des Mittelalters, mit dem hartnäckigſten Eifer geführt und iſt bis zur Stunde noch nicht geendet. Dürfte der „deutſche Soldat" ſeine Finſterlings-Anſicht über militairiſche Körperſtrafen überhaupt ſchlecht und recht ausſprechen, ſo würde er zu ihrer gänzlichen Aufhebung umſomehr die größte Vorſicht anrathen, als man in der Folge leicht in die traurige Lage kommen könnte, zu ihnen, als alleiniges Rettungsmittel der Mannszucht, zurückkehren zu müſſen.

Die Feinde des Korporalſtocks machen ihm vor Allem den Vorwurf: es ſei ſchon unver-

träglich mit dem Ehrenkleide des Soldaten, ihn zu führen, wie viel mehr erſt ein Schimpf, ihn zu fühlen. — Auszeichnung für Denjenigen, der ihn trägt, liegt freilich im Korporalſtock nicht mehr und nicht minder als man hineinlegt und daher verhältnißmäßig ſo viel als im Marſchallſtab, der von Holz iſt, wie jener, und würde eine Prügel-Dampfmaſchine von genugſamer Fauſtkraft erfunden, ſo könnte die Haſelſtaude im Reiche der Schöpfung ganz fehlen, ohne daß deshalb der Militairſtand zu Grunde ginge. Schimpf für Denjenigen, der ihn zu fühlen bekömmt, bringt der Korporalſtock gleichfalls keinen größern mit ſich, als das Schließeiſen und die Lattenbank, weil nach dem Willen des Reglements und den Begriffen der militairiſchen Disciplin, die Schande am Vergehen und nicht an der Strafe hängt, die ihm vielmehr die blutbefleckte Ehre wieder reinigt, und daher ſelbſt ein unter dem Galgen Pardonirter vor den Augen ſeiner Kameraden ſo ehrlich ſein muß als früher. Allein es iſt ein

hergeſtellt hatte, konnte er die Cimbern und Teutonen ſchlagen.

Nicht ein Menſch iſt wie der andere, auch die Charaktere der Nationen ſind verſchieden und was in dieſer oder jener Armee ganz und gar nicht an ſeinem Platze wäre, das iſt oft bei der dritten unumgänglich nothwendig. Anders muß der ehrſüchtige Franzoſe behandelt werden, als der ehrliebende Germane; vorſichtig der lebhafte und gebildetere Norddeutſche, zutraulich der redliche und geduldige Schwabe, gemüthlich der treuherzige Oeſtreicher, noch anders der Ruſſniake, der nur viel in den Magen braucht und ſich dann nicht weiter umſieht, was hinter ſeinem Rücken und tiefer mit ihm vorgenommen wird; der Ungar, der niemals ein Schimpfwort verträgt, wol aber den Stock als den ihm gebührenden Herrſcher erkennt; der Pole endlich, dem der Branntwein das höchſte Gut und die Reinlichkeit das höchſte Uebel iſt, der zwiſchen Trägheit und emſiger Augendienerei ſeine Dienſtzeit hinbringt, aber Komödiantenwitz

genug hat, um täglich vor der Drohung den reuigen Sünder zu spielen. Da muß endlich Ernst gemacht werden und die Schreckensherrschaft in ihr volles Recht treten.

Ob die wiederholten Lattenarreste, das Kurz- und Krummschließen mit Eisen weniger Brustleiden hervorbringen, als die Stockstreiche, bliebe noch zu erörtern; aber diese haben jedenfalls die so wesentlichen Vortheile voraus, daß jede Bestrafung öffentlich geschieht und zugleich als Beispiel für die Andern wirkt, daß der Mann seiner Pflicht keinen Augenblick entzogen wird und der brave Kamerad daher nicht auch für den liederlichen den Dienst thun muß. Einmal seines Vergehens überwiesen, richtet der Stock den Betreffenden am schnellsten, er steht auf, bedankt sich schön und ist wieder bereit für ehrsamen Dienst.

Ehre im Leib soll jeder Soldat haben, der Gemeine so gut wie der Offizier, aber nur Derjenige besitzt sie wirklich, der sie in sich fühlt, ihre Stimme versteht und sie zu schätzen weiß.

Der Ehrenmann muß auch als ſolcher geachtet und behandelt werden und derjenige Vorgeſetzte einer ehrliebenden und die Ehre begreifenden Truppe, der für die alltäglich vorkommenden, unvermeidlichen Vergehen keine andere Strafe kennt als Prügel, der iſt entweder ein erbärmlicher Pedant, oder ein Unmenſch. Man kann die Ehre nicht in einen Menſchen hineinſchlagen, aber man klopft ſie leicht bis zum letzten Funken heraus; denn ſie iſt nicht wie ein Damascenerſchwert, das durch Hiebe erprobt wird, ſondern wie ein Glas, das beim erſten Schlag in Stücke geht. Deshalb ſollte der Soldat ſo lang als möglich vor dieſem erſten Streiche bewahrt werden und erſt wenn alle erdenklichen Beſſerungsmittel vergeblich waren, verſuche man den Stock; er iſt das letzte, ſo zu ſagen der Moſchus für die ſterbende Ehre. Dann gewöhne man aber den Patienten nicht durch kleine Gaben an größere, wie man die ſchwächſten Naturen nach und nach ſelbſt gegen die Wirkung von Arſenik abhärten kann, ſondern — wenn wir

der festen Ueberzeugung sind, daß sein Uebel nur noch durch diese Arznei zu heben sei, so reiche man ihm die Dosis dergestalt, daß sie ihm im Gedächtniß bleibt fürs Leben und er sobald keiner Wiederholung bedarf.

Schließlich zu sprechen, erscheint uns also der Stock keineswegs als ein durchaus entbehrliches Werkzeug zur Handhabung der Manns-zucht und (leider) selbst zur Abrichtung der Truppe, wo uns eine unbeugsame Böswilligkeit entgegentritt; aber in seiner Anwendung ohne Verstand, Gewissen und Menschenkenntniß liegt die eigentliche Unmenschlichkeit. Wer daher nicht den Namen eines grausamen Pedanten verdienen will, der suche seine stockfähigen Untergebenen wohl zu beurtheilen, ehe er diese physisch und moralisch empfindliche Strafe verhängt; er erwäge stets, ob der Betreffende wirklich noch durch sie zu bessern ist und diktire sie niemals blos aus dem Grunde, um einen begangenen Fehler zu rächen. Eigentlich schimpfliche Vergehen, durch welche sich der Mensch in vor-

hinein zum Thiere erniedrigt, hartnäckiger Trotz und Bosheit verdienen nichts beſſeres als Prügel, nur verhüte man, daß weder Verhängen noch Empfangen zur Gewohnheit werde. Es läßt ſich die Stockſtrafe — ohne, wie bei den Ruſſen, auf Leben und Tod zu hauen — nur bis zu einem gewiſſen Grade ſteigern, und jener ſtützige Heroismus in Ertragung des Schmerzes kann endlich zu einer Hartnäckigkeit gedeihen, die der ſtärkſten Fauſt widerſteht und auf der Executionsbank ſelbſt zum bewunderten und deshalb ſo gefährlichen Beiſpiel für die ganze Truppe wird.

Gottesfurcht.

Die Herzen ſchlugen zu Gott, die Fäuſte auf den Feind.
Buch der Makkabäer.

„Und ſoll ſein auf Erden Blut und Feuer und Rauchdampf und ſoll ſich die Sonne verkehren in Finſterniß und der Mond in Blut", ſo ſprach der heilige Petrus am Tage der Pfingſten dem Propheten Joel nach und dies Seherwort iſt lebendig geworden: Religion, urſprünglich ein Bote des Friedens, ward über ein Jahrtauſend der Herold grimmiger Fehde, und Frömmigkeit, oder wenigſtens der fanatiſche Unverſtand, den man dafür nahm, brachte mehr Krieg, Unheil und Jammer über die Menſchheit, als Leidenſchaft, Ungerechtigkeit und Laſter. Das waren finſtere und ſchauervolle Zeiten;

Und dieſe Duldung zeigte ſich bei unſerm Stande am frühſten und zwar zu einer Zeit ſchon, in welcher gegen die Feinde der alleinſeligmachenden Kirche noch mit der gehäſſigſten Unduldſamkeit geſtritten wurde. Nur wenige Sekten (Arianer und Wiedertäufer) waren bei Werbung kaiſerlicher Kriegsvölker ausgeſchloſſen (den Juden wurde erſt in neueſten Zeiten das ihnen unliebſame Recht gewährt, die Muskete zu tragen), ſonſt war Katholik und Lutheraner gleich willkommen und kurz vor dem weſtphäliſchen Frieden ernannte Ferdinand III. einen Proteſtanten, den heſſiſchen Melander von Holzapfel, zum Generaloberſten ſeiner Heere. Bei aller Strenge, ja Unmenſchlichkeit, gegen Gotteslästerung, Fluchen und Zaubern, forderte man doch keinen andern Glaubens- und Gewiſſenszuſtand vom Soldaten, als Gottesfurcht, nämlich Gottesverehrung nach ſeiner eignen Religion und Gehorſam für deren Geſetze. Und ſo blieb es bis heutzutage; nicht nach ſeinem Glauben wird der Rekrut gefragt, uns kümmert wenig

ob er Katholik, Reformirter, griechisch Unirter oder Unitarier ist; der Dienst verlangt nur, daß er gottesfürchtig sei, d. h. daß er in der Furcht des Herrn zu leben und zu sterben wisse.

In keinem der älteren Kriegsbücher findet sich ein Zeichen von religiöser Unduldsamkeit, es sei denn, daß sich der angeerbte und eingefleischte Judenhaß etwas Luft machte. Es mußte sich zwar jeder Soldat, ohne Rücksicht auf seinen Glauben, in die vorschriftmäßige äußere Form des Gottesdienstes fügen; dafür ward aber einer Truppe, deren größerer Theil aus Andersgläubigen bestand, der Kaplan ihrer Religion gestattet und jeder Akatholik mit den gewöhnlichen militairischen Gebräuchen und — wo es möglich war — auf dem eigenen Friedhofe begraben.

Unter zweiundvierzig Kriegsartikeln einer „Bestallung zu Roß", welche Fronsperger angibt, berührt nur ein einziger die Religion: „Item Gotteslesterung und übermessiges sauffen soll man sich enthalten und bey ungnediger straff verbotten seyn." Desgleichen heißt es in einer

Beſtallung Karl's V. für den Markgrafen zu Brandenburg als kaiſerlichen Oberſten über zweitauſend gerüſteter Pferde: „Item ſol keyn Nation die ander mit eyniger ſachen, weder mit worten, werken, oder geberden, ſchmehen noch ſtumpfieren, noch ſich mit denſelben von des Glaubens wegen in Disputation eynlaſſen, bei Leybſtraff.“ Und wie dieſer Kriegsartikel vor dreihundert Jahren ſchon, gebietet auch das heutige Reglement all den unter der kaiſerlichen Fahne verſammelten Religionen gegenſeitige Duldung; es ſagt: „Alles, was eine Gehäſſigkeit zwiſchen den verſchiedenen Glaubensgenoſſen erregen könnte, muß beſeitigt und einem jeden ſeine Andacht in der gehörigen Zeit geſtattet werden.“

Gottesfurcht iſt Grund- und Schlußſtein, Anfang und Ende des Wirkens und Strebens eines jeden Menſchen, und alle Einrichtungen und Geſetze des Staates, ſeine innere Ordnung und Ruhe, wurzeln tief in ihr. Religion iſt ein vom Himmel auf die Erde reichendes Band, das Gott und die Menſchheit, Volk und Herr-

ſcher zuſammenknüpft. Das fühlte der atheiſtiſche Friedrich wohl, als er ſeinem Miniſter zurief: „Herr, ſchaff er mir Religion ins Land, oder ſcheer er ſich zum Teufel!“ Der Regent iſt berufen, die Religion ſeines Volkes, ſei ſie auch nicht die ſeine, zu wahren und zu bewachen, denn ſie iſt es, die ſein Haupt „von Gottes Gnaden“ über die Unterthanen hebt, und der Soldat, als unmittelbar nächſtes Werkzeug der Regierung, als rechter Arm des Fürſten, ſoll ſie vertheidigen mit Blut und Leben.

Aber kann der Krieger auch gezwungen werden gegen die Bekenner ſeines Glaubens zu ſtreiten? Darauf antwortet der „deutſche Soldat“: Keine Religion erlaubt den Meineid, „gib Gott, was Gottes und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt!“ Deinen Schwur, den du vor Gott gelobt, den halte treu und feſt, ſtirb in deiner Pflicht und die Entſcheidung überlaß dem Himmel!

Das Schwert ſchützt das Kreuz, der Altar ſtützt den Thron und ſo entgegengeſetzt in Pflicht

und Beſtimmung ſich auch Soldaten- und Prieſterſtand ſtehen mögen, da der Eine Blut und Thränen vergießen macht, der Andere Wunden heilen und Tröſtung bringen ſoll, als Organe göttlicher und weltlicher Macht, als Gedanke und That, ſchließen ſie ſich aneinander.

Fromme Helden nannte man ſonſt die Krieger, und ob ſie auch geläufiger eine Litanei von Flüchen, als ein ganzes Vaterunſer zuſammenbringen konnten, ſo ſtand doch im Geiſte des Kriegerſtandes die Frömmigkeit der That von jeher obenan. Wie vielen Hochämtern und Meſſen der Soldat auch, in größter Parade, beiwohnen mußte, ſein eigentlicher Gottesdienſt beſchränkte ſich auf wenig, der Herrendienſt ging ihm höher und ſein Gewiſſen war beruhigt, wenn er bei der Betſtunde andächtig gedankenlos dem vorbetenden Trommelſchlag horchte und alljährlich ein oder zwei Mal ſeine arme Seele dem Beichtvater in die Wäſche ſchickte. Der Feldpater hatte übrigens eben keinen Nimbus um den Kopf, „denn iſt des orts gemeyniglich

der Hirt wie die Herd oder Schaf, dann ſelten bey Wölffen Lemmer auffgezogen werden", aber wenn er durchs Lager ging, küßten ihm die Landsknechte doch die Hand, obgleich er, „der gelehrte, chriſtliche Menſch, der täglich, wo es geſeyn mag, eine Predigt thun mußte", nicht beſſer bezahlt war, als ein gewöhnlicher Reiſiger, nur ſelten mit Doppelſold, „nach geſchicklichkeit der Perſon, denn es haben den Caplan die Hauptleut oder Rittmeiſter gerne in ihren Raht und gebrauchen ihn für Eynkäuffer und anderer notturft." Noch in Regal's Reglement, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, heißt es: „Da das kaiſerliche Tractament eines Caplans, ſich ehrbar aufzuführen nicht erkleclich iſt, ſo kann man ihm von einer jeden Portion für den Beichtzettel jährlich einen Groſchen als Douceur zukommen laſſen." Es iſt dies eine Gewohnheit, die bis zur Stunde nicht überall vergeſſen iſt.

Wenn aber die Krieger fromme Helden genannt wurden, ſo hieß man die Prieſter dafür geiſtige Kämpfer, und wenn es auch manchmal

gerade der heiligſte Geiſt war, gegen den ſie zu Felde zogen, ſo muß man ihrem Stande doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er für Dasjenige, was ihm als Wahrheit und Recht erſchien, mit unerſchütterlichem Muthe und Feuereifer ſtritt. So die kühnmüthigen, ſanftmüthigen Heidenbekehrer Columban und Willibrod, Emeran und Rupertus und vor Allen der deutſche Apoſtel Bonifacius; ſo die begeiſterten Kreuz-Prediger während der Züge nach Jeruſalem und ſpäter die Jeſuiten in Peru, Indien und China; ſo ferner die katholiſchen und proteſtantiſchen Stimmführer zur Zeit der Reformation, ſo der trieriſche Weihbiſchof von Hontheim, der unerſchrockene Vertheidiger der Kirchenfreiheit, Sektenhaß verſöhnend und Friede und Duldung verkündend, ſo endlich von dem ſchwärmeriſchen Savonarola, der römiſchem Uebermuthe auch im Tode noch trotzte, bis auf die neueſte Zeit die einzelnen Biſchöfe und Prälaten, die, getreu der päpſtlichen Satzung, eher geiſtliche Würde und weltliches

Besitzthum opferten, als das für Wahrheit erkannte Recht.

Und wie heldenmüthig stand die Geistlichkeit in ihrer Pflicht zur Zeit der wiener Pest, als der „wüthende Tod" plötzlich hereinbrach, als der Adel und die reiche Bürgerschaft die Flucht ergriffen, als der Hof nach Maria-Zell und dann nach Prag gezogen, als der Magistrat seine schriftlichen Befehle zum Fenster hinunterwarf, als über hunderttausend Menschen bereits ein Opfer geworden, Arm und Reich, Alt und Jung, Hoch und Niedrig nicht verschont wurde und der Tod aufräumte in Spitälern und Casernen, in Gefängnissen und Palästen. Da war kaum mehr ein Arzt zu finden und die Werbung zu „Siechknechten" und Todtengräbern mußte öffentlich ausgetrommelt werden; aber die Kapuziner und Augustiner, die Schotten und Carmeliter wachten in Lazarethen als Krankenwärter, gingen mit der heiligen Tröstung von Haus zu Haus, „stiegen auf Dachstuben und in die Keller, und dienten allorten unver-

droſſen mit Müh und Lieb", bis ſie in ihrem Berufe ſtarben.

In jedem Volke und zu allen Zeiten ſtanden ſich fromme Helden und geiſtige Kämpfer, im Gedanken vereint, durch die That geſchieden, nahe im Leben und im Wirken, und wenn uns leider die Geſchichte zeigt, wie einzelne, unduldſame Verkünder des Evangeliums und blutige Verfechter deſſelben mit Kreuz und Schwert ſich gegen Licht und Gerechtigkeit verbanden, ſo hielten ſie doch auch in jeder Noth des Vaterlandes feſt zuſammen, und was die Einen mit der Stärke des Armes errangen, das gewannen die Anderen durch die Begeiſterung des Wortes.

Der Kriegerſtand war ſonſt ein Vorrecht des Adels, der Prieſterſtand ſetzte ſich ihm gleich und bald auch über ihn; der edelgeborene Knabe hatte nur die Wahl zwiſchen Harniſch und Chorrock; es handelte ſich darum, ihm eine Burg zu erkämpfen oder einen Biſchoffitz und oft erlangte er Eins durch das Andere. Der Einfluß der Geiſtlichkeit machte damals Alles, den habs-

burgiſchen Grafen zum deutſchen Kaiſer — und es konnte der hochmüthige Erzbiſchof Gerhard von Mainz gegen Albrecht I. die Drohung ausſprechen: „er habe noch mehr Kaiſer in ſeiner Taſche.“ Deshalb hatte der Ritter Grund und Urſache genug, den Prieſterſtand zu ehren und wol auch zu fürchten; umgekehrt dagegen erſchien auch das Waffenhandwerk der Kirche viel zu nöthig, um nicht zu jeder Gelegenheit Segen und Ablaß für Diejenigen bereit zu haben, die ſo bereit waren, für ihre Macht und Ehre zu kämpfen.

Aber es gab auch eine Zeit, da die Geiſtlichkeit wacker mitfocht, und zwar nicht nur Schwertbrüder, Johanniter und deutſche Herren (die Ritter der Kirche und des Spitals), ſondern, da auch die höchſten Prälaten den Harniſch umſchnallten, wenn's Noth that. Mit Leopold I., dem glorreichen Babenberger, kämpfte unter den Mauern von Damiate der brave Abt Hadmar von Mölk; an der Seite des böhmiſchen Löwen, der Blume der Ritterſchaft, glänzte

in der Schlacht am Marchfelde der olmützer Biſchof Bruno, Graf zu Holſtein, von dem es heißt: „Ottocar's Größe war Bruno's Leben;" der tapfre Biſchof Johann von Prag galt den Huſſiten als einer ihrer gefürchtetſten Gegner; groß in Wort und That war Capiſtran, der Heilige und Held, der letzte Kreuzprediger und furchtloſe Kampfgenoſſe Hunyades'; und wer kennt nicht den ebenſo kühn- und hoch- als mildherzigen Leopold Kollonitſch, Biſchof von Neu-Stadt und freiwilliger Vertheidiger Wiens gegen die Türken? Er, der Kirchenfürſt, war überall, wo der Tod ihm gegenüber ſtand; er focht an der Spitze der Streiter, er pflegte die Verwundeten, tröſtete die Sterbenden, begeiſterte durch glühende Rede und muthiges Beiſpiel und — als der Feind geſchlagen war, als die ausgehungerten Scharen ins verlaſſene feindliche Lager nach Plünderung ſtrömten, da zog auch er hinaus; aber nur arme, elternloſe gefangene Chriſtenkinder waren der Antheil Beute, den er heimbrachte. Ewiger Ruhm und Segen dem

Helden und Menschenfreunde! Zu jener schweren Zeit stand rings um Wien die Gegend verödet, versengt und verbrannt, alle Ortschaften und Schlösser waren in der Gewalt des Erbfeindes, nur Mölk, Klosterneuburg und Lilienfeld, die drei festen Klöster, hatten sich unter Anführung ihrer Aebte männlich gehalten und waren siegreich aus dem Kampfe auf Tod und Leben hervorgegangen. Früher schon war es der Abt von Lilienfeld, der in Wien bei plötzlicher Annäherung der Schweden seinen Kopf nicht verlor, während er Vielen abhanden kam, deren Pflicht und Schuldigkeit es gewesen wäre, ihn zu behalten. Leopold Wilhelm, Erzherzog zu Oestreich, Bischof von vier Bisthümern, übernahm gegen Ende des dreißigjährigen Krieges den Oberbefehl der kaiserlichen Armee, zu einer Zeit, da es bequemer war, sich in fetten Pfründen das Bäuchlein zu mästen. Der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, so viel er auch für Kirchenzucht und Schulen, Handel und Verkehr in seinem Lande wirkte,

lebt doch in der Nachwelt mehr durch ſeine Kriegsthaten, die er — faſt den italieniſchen Condottieri des vierzehnten Jahrhunderts zu vergleichen — Frankreich und dem Kaiſer, Spanien und Dänemark leiſtete. Papſt Julius II. führte 1510 ſein Heer in eigner Perſon gegen die Franzoſen und war (mit allen Soldatentugenden und allen Fehlern) einer der größten Krieger ſeiner Zeit. Die beiden Prokope waren Mönche; der Prieſter Laurenz trotzte als kühner, umſichtiger Anführer im ungariſchen Bauernkriege den königlichen Truppen in mehren blutigen Schlachten; und wie mancher Feldkaplan, der — ſtatt nur in Garniſon und Lager auf Sünde und Gewiſſen loszudonnern — furchtlos im Angeſicht des Feindes ſtand und mitten im Kugelregen die Gefallenen durch ſanften Spruch ermuthigte und getröſtet vom Leben ſcheiden ließ, wie mancher ſolcher geiſtigen Kämpfer hätte Ordensband und Kreuz ſo gut verdient, als der fromme Held, der die Krieger in den Tod geführt. Männer, wie Tilly, Guido Stahrem-

berg, Prinz Eugen, Hotze und Cabrera, waren zum Priesterstand bestimmt und erzogen, aber ihr Schicksal und Genius machte diese geistlichen Herren zu Feldherren; dafür traf es sich auf der andern Seite nicht selten, daß die Krieger endlich die Kutte über den Koller warfen, daß alte Landsknechte zum Heile ihrer armen Seelen vom wüsten Soldatentreiben in Einsiedeleien ausruhten und selbst Herren und Fürsten ihr thatenreiches Leben in klösterlicher Stille beschlossen. Zwölf byzantinische Kaiser vertauschten die Krone mit der Mönchskappe; aus dem einst so lebenslustigen Pagen und kriegslustigen Fähnrich, Ignaz Loyola, wurde plötzlich ein Rekrut des Himmels und der erste Werber eines, die Welt unterjochenden Heeres von — Mönchen; Karl V. klopfte in einer stürmischen Nacht an die Thore des Hieronymitenklosters zu St. Just, nachdem der Aerger über das jungfräuliche, uneinnehmbare Metz seinen langgehegten Entschluß der Abdankung zur Reife gebracht hatte. Vor den Wellen dieser keck trotzenden Festung erkannte

der mächtige Herrscher, „in dessen Reiche die Sonne nicht unterging", die Ohnmacht menschlichen Willens, und erst in seiner kleinen Zelle, bei dem ungleichen Schlage der selbstverfertigten Uhren, machte er die Erfahrung, daß sich auch der Herzschlag verschiedenartiger Völker nicht nach einem Gesetze regieren lasse.

So finden wir in vielfacher Beziehung Kreuz und Schwert mit einander verflochten, ob auch der Krieger stets widerwillig unter priesterlichem Regiment und Commando stand und die Geistlichkeit sich niemals auf die Dauer einer Soldatenherrschaft unterwarf. Beide Stände werden sich nicht mehr leicht vereinigen zur unedeln Gewalt über die anderen, die ihnen während des Fortschreitens der Jahrhunderte ebenbürtig geworden, ja die Freundschaft zwischen Soldat und Priester besteht heutzutage — außer bei den Gastmählern der Bischöfe und Prälaten, wo natürlich die Gesundheit des löblichen Militairs nicht vergessen wird — in nicht viel mehr, als daß der Lieutenant auf seiner einsamen Dorf-

ſtation mit dem ehrlichen, gaſtfreien Pfarrer Trictrac ſpielt und dieſer, ſo ſtrenge er auch gegen ſeine eigne geiſtige Heerde eifert; bei unſeren etwas wilderen Sitten gerne ein Auge zudrückt. Aber es mag dennoch in jetziger Babel- und Baalzeit, da nichts Heiliges mehr gilt und nur goldene Kälber angebetet werden, da die ewige, Alles umfaſſende Liebe als unendliche, Alles durchdringende Selbſtſucht erklärt und der alte liebe Gott, in Feſſeln der Vernünftelei geſchlagen, von witzigeu Gauklern ſo gut ums Geld gezeigt wird, als es im ſechzehnten Jahrhundert durch die Ablaßverkäufer geſchah; es mag in der begriffverwirrten Zeit der neueſten Chriſtenverfolgung bald vielleicht nothwendig werden, daß ſich der Soldat von der Menge trennt und als Wächter der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit abermals zum Vertheidiger des Evangeliums wird.

Gottesfurcht, nämlich jene Frömmigkeit, die den Soldaten menſchlich und rechtſchaffen erhält und ihn in den Pflichten ſeines Standes die

gegen Gott und ſeinen Nächſten üben läßt, ſteht unter den Eigenſchaften eines wackern Kriegers obenan, und die heldenmüthigſten Herrſcher gingen zu allen Zeiten dem Heere, wie ihrem Volke, mit gutem Beiſpiele voraus. Karl der Große, der die Sachſen zur Taufe zwang und das prächtige Münſter zu Aachen baute, ſetzte ſeiner Frömmigkeit gleichwol ein ſchöneres Denkmal durch ſein Streben nach Veredlung der Menſchheit, durch die reichen Spenden für ſeine armen Unterthanen und durch den milden Eifer, mit welchem er in Aſien und Afrika gefangene Chriſten auslöſte. Der deutſche König nannte ſich „von Gott erwählt", die Fürſten trugen ihre Kronen „von Gottes Gnaden" und ſelbſt der wilde, unbändige Eberhard von Würtemberg führte den Wahlſpruch: „Aller Welt Feind, aber Gottes Freund." In der Ungarſchlacht bei Merſeburg (der leipziger Freiheitskampf vor achthundert und achtzig Jahren) ſchwang Heinrich I., der das Ritterthum auf Gottesfurcht und Glauben gründete und erſt dadurch den deutſchen

Adel in den Adelstand erhob, in eigner Faust die heilige Lanze und vor ihm flatterte das sieg-bringende Banner des Engels. Nicht daß Friedrich Barbaroſſa vor der Markuskirche zu Venedig — vielleicht in abgedrungener Demüthigung — zu des Papſtes Füßen ſank, zeigt die Frömmigkeit des Kaiſers, wohl aber, daß er ſich, von Rührung und chriſtlicher Verſöhnung überwältigt, dem weinenden Feinde an die Bruſt warf. Wenn Karl V. einen Sieg erfocht, oder das Waffenglück ſeiner Scharen erfuhr, faſtete er drei Tage und betete: Gott wolle der Chriſtenheit den Sieg zu Gute kommen laſſen. „Ich kam, ſah und Gott ſiegte", rief er nach der Schlacht von Mühlberg aus. Als das vereinigte deutſche und polniſche Heer frühmorgens am Kahlenberge ſtand, um das geängſtigte Wien zu entſetzen, las der wie ein Heiliger verehrte Kapuziner Markus Avianus in der Leopoldskapelle die Meſſe, König Sobieski miniſtrirte dabei und alle Fürſten nahmen das Abendmahl.

Aber auch auf die Beobachtung der religiö-

ſen Gebräuche wurde von jeher ſtrenge gehalten und ſelbſt mehr, als auf wirklich frommen Sinn. Zur täglichen Meſſe rückte die Truppe aus dem Lager und während des Gottesdienſtes durfte weder Wein, Bier, noch Branntwein geſchenkt werden. Vor der Schlacht fielen die Landsknechte nieder, ſangen ein geiſtliches Lied und verrichteten ihr Gebet, dann ſchüttelten ſie den Staub von ihren Füßen und zogen gegen den Feind; der „verlorne Haufe" (unſere heutigen Tirailleurs) voraus, der „helle Haufe" nach. Gotteslästerung wurde nicht ſelten mit dem Tode beſtraft, Zauberei mit dem Feuer. Friedrich von Flemming, in ſeinem vor hundert Jahren erſchienenen „deutſchen Soldaten", ſpricht noch in vollem Ernſte von dem „hölliſchen Laſter der Hexerei" und gibt nicht nur Rathſchläge, wie ſich davor zu ſchützen, ſondern auch ein probates Mittel, ſich hieb- und kugelfeſt zu machen; freilich iſt die erſte Bedingung dabei: Entſagung der ewigen Seligkeit.

Alle Ehrfurcht für das Andenken unſerer

Herren Urgroßväter! aber es war damals noch eine Zeit, die uns heutzutage bald ein mitleidiges Lächeln abzwingt, bald die Haut schaudern macht. In der Synopsis militaris (Nürnberg und Frankfurt, bei J. G. Lochner 1733) ist vom Feuertode für alle Diejenigen die Rede, welche „Nachts unter dem Galgen, vom Teufel verblendete Mahlzeiten und Tänze halten, und unterschiedene Ungewitter, Donner und Hagel, Würm und andere Ungeziefer machen, worunter jedoch Mathematici, Astronomi und Astrologi nicht verstanden sind."

Ebenso sagt Khevenhüller in seinen zur selben Zeit erschienenen Observationspunkten: „Hat jemand mit Zauberey Schaden gethan, so ist die Straff des Feuers. Dergleichen Zauberer und Wettermacher findet man wenig unter den Soldaten; wohl aber, daß ein oder anderer mit dem Teuffel Verbindnuß aufgerichtet, sich ihm mit Blut verschrieben und zu eigen ergeben hat; Andere, die solche Kunst erlernt, daß sie die künftige Dinge sagen, im Spiegel, oder sonst

anderer Gestalt; Andere, so durch abergläubische Mittel, Zeichen, Bilder, Siegel, Bänder, unbekannte Worte, worunter die heilige Dreifaltigkeit, Christus der Herr oder dergleichen eingemischet wird, Krankheiten curiren, durch Sieb und Schlüssel-Laufen verlohrne Dinge wiederbringen: Im ersten Falle wird mit Feuer gestraffet, im andern mit dem Schwerdt, im dritten, nach Gestalt der Sachen, mit Gefängnus und Spitzruthenlauffen, und hilft kein Fürwenden, daß es aus Armuth, aus Einfalt, oder Unverstand geschehen. Es giebt zwar andere, die zur Vestigkeit gewisse Zettel, Kräuter, oder eingenähete Sachen haben, solchen soll man einen Zettel geben, wie demselben, wo darauf geschrieben war: Wehre dich Bernheuter."

Solch humoristischer Schluß zeigt uns fast, daß der Verfasser dieser Observations-Punkte selbst nicht an derlei Unverstand glaubte; allein ein um so grelleres Licht wirft es auf die Finsterniß jener Zeiten, in welchen nicht nur die furchtbarsten Strafen über Verbrechen verhängt

wurden, die gar nicht begangen werden konnten, sondern auch aufgeklärte Richter Recht über Leben und Tod eines Menschen sprechen mußten, den sie als Betrogenen, oder als einen unbewußt sich selbst Betrügenden erkannten.

Um die eigentliche Moralität der Mannschaft kümmerte man sich, wie bereits gesagt, nur wenig. Uebertretungen des sechsten Gebotes unterlagen zwar den Kriegs-Artikeln nach einer beispiellosen Härte, wurden aber in der Wirklichkeit aus einem andern Gesichtspunkte angesehen, und die schwerere Hälfte der Bestrafung, unritterlicher Weise, dem schönen Geschlechte zugewendet. Im Lager aufgegriffenen fremden Dirnen scherte man gewöhnlich Augenbraunen und Haare ab, schmierte den Kopf mit Pech und Federn ein, und ließ sie durch den Steckenknecht wegpeitschen. Dafür war manch altem, bravem Soldaten (doch nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Regimentscommandanten) gestattet, ein „ehrlich Weibsbild" bei sich zu halten, und wurden im Lager, wie in der Festung, nicht

ſelten gutmüthige Perſonen geduldet. In der ſchon früher angeführten „Newgemachten Kriegßordnung faſt dienſtlich und tröſtlich in Kriegsleuffen" iſt zu leſen: „Item man ſoll auch noch etzliche Frawen beſölden, die yedermans weyb ſeyndt, derhalben ſoll man keyn eifferung haben. Es ſoll auch der hauptman denſelben armen weybern gleichen vertrag, ſchutz und ſchirm halten, und keyner gedenken, daß er ſie alleyn haben wollt, es iſt unrecht, welcher eyn gemein (irgend ein Gemeingut) eintzeunen will, darumb ſie eyn zimlich Frawengelt nemen, Tags zwen Kreutzer."

Gottesfürchtig ſein, d. h. mit dem Himmel und ſeinem Gewiſſen zu jeder Stunde gehörig abgerechnet zu haben, ſteht dem Soldaten wohl an, denn mehr als jedes andere Menſchen-Kind muß er ja ſeine arme Seele bereit halten, vom Wachtpoſten auf der kleinen Erde allſtündlich abgelöſt zu werden. Sei er Katholik, Proteſtant, Jude, oder habe er ſonſt einen Glauben, den er vor dem Gerichte ſeines Wiſſens und Gewiſſens und einſt vor dem ewigen Kriegsrecht verant-

worten kann, er mag in jeder Art und Weise Gott zu verehren, und wenn sie auch nicht immer und überall mit den Glaubenssätzen der alleinseligmachenden Kirche übereinstimmt, ein Mann von Ehre und Charakter, und das Muster eines braven Soldaten sein, aber einen Glauben habe er, ums Himmelswillen! und treibe sich nicht in den morastlauen, ekeln, tausendmal aufgerührten Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten herum, mit denen die Stimm- und Tonangeber eines Regiments so gerne und leicht eine mordmann-durstige Jugend blenden und sich dadurch ordentlich eine Anbetung ihres Verstandes erzwingen. Wo gar kein Glaube ist, da stehen alle Grundsätze der Moral auf schlechten Füßen und wo Grundsätze fehlen, ist es sehr zweifelhaft, irgend eine Tugend, ja Ehre und Charakter zu finden. So wundergläubig und rosenkranzfromm auch der gemeine Mann in der Regel ist, so häufig spielt der Unglaube unter seinen Vorgesetzten eine große Rolle; allein bei zehn sogenannten Freigeistern fehlt der einen

Hälfte gewöhnlich das Herz, der andern ſo ziemlich der Kopf. Den Glauben kann freilich Niemand zwingen, er iſt unfreiwillig wie Gefühl und Verſtand und wurzelt tief im Gemüthe; aber wer unglücklich genug iſt, keinen zu haben, wer von jenem Troſte im Elende, von jener Ermuthigung in der Gefahr und Beſeligung in jeder Widerwärtigkeit des Lebens gänzlich ausgeſchloſſen bleibt, der mag deſſenungeachtet noch Herr der religiöſen Formen ſein, und da ſich unſer ganzer Stand auf Gehorſam gründet, ſo begreife er wenigſtens die Nothwendigkeit eines guten Beiſpiels für ſeine Untergebenen und vermeide vor Allem den gewiſſen bibliſchen Mühlſtein zu verdienen. In früheren Zeiten war man beſonders unnachſichtlich gegen Aergerniß-geben, und ſagt Wilhelm Dillich in ſeinem Kriegsbuch: „Machet jemand Stockerey und Affenſpiel aus dem Gottesdienſte, ſoll — beſonders wer göttliche Verachtung und Blasphemie vermeynet, zum Schwert verurtheilt und die Executio ohne Gnad vollſtrecket werden.“ Eine

unendliche Rohheit des Gemüthes verräth es irgend eine Religion frech zu verspotten, zumal im Beisein eines Andern, dem die Sache heilig ist. Feldmarschall Lascy, dem der sterbende Kaiser Joseph zum Abschied schrieb: „Wenn ich der Welt etwas geworden, so danke ich es Ihnen, der Sie mich aufgeklärt", sagt in seinem Reglement: von der Religion soll überhaupt niemals gesprochen, hingegen desto eifriger darnach gelebt werden." Das ist die Gottesfurcht, die der Dienst vom Soldaten verlangt und das, was wir unter Frömmigkeit der That verstehen. Und jeder Glaube ist ehrwürdig, wenn er seine Verehrer lehrt moralisch zu leben, und alle Religionen mögen in unserm Stande gleiche Rechte haben und in Ruh und Frieden nebeneinander stehen, wenn ihre Bekenner streben, sich nur an Ehre, an militairischen Tugenden und an Frömmigkeit der That zu übertreffen. Gleichgültig ist uns, in welcher geistigen Sprache unser Kamerad mit seinem Schöpfer spricht, wir achten und lieben und beurtheilen

ihn nur nach ſeinem Soldatenwerth. Im Jahr 1700 beklagte ſich Landgraf Wilhelm von Heſſen-Rheinfels ſchriftlich beim Kaiſer Leopold I., daß Generalfeldmarſchall Thüngen auf Seiner Majeſtät Befehl die Feſtung Rheinfels mit einer Beſatzung von dreihundert Mann belegt, „welches ihm zwar billig, jedoch unerträglich ſchien: daß dieſe Truppe von einem lutheriſchen Capitaine kommandirt würde.“ Als Thüngen dies vernahm, ſchrieb er dem Landgrafen: „Wenn der Soldat ſo iſt, wie man ihn umgekehrt lieſt (tadellos), ſo frage ich nie nach ſeinem Glauben.“

Jahrhunderte lang wurde religiöſe Unduldſamkeit, dieſer unchriſtliche Zorn gegen Andersgläubige, durch den Koran beſchämt, in deſſen neunter Sure es heißt: „Und ſollte ſelbſt ein Götzendiener Schutz bei dir ſuchen, ſo verſage ihm denſelben nicht, damit er Gelegenheit habe, das Wort Gottes zu hören, und wenn er ſich von der Wahrheit nicht überzeugen läßt, ſo gib ihm ſicheres Geleite nach ſeiner Heimat.“ Das klingt doch beſſer als Inquiſition und Auto da fe.

Wie duldsam in seinen Staaten herrschte der große Kurfürst von Brandenburg, wie christlich, menschlich und tolerant wirkten die beiden Kaiser Joseph, die sich in allen Regententugenden begegneten und deren einzige Fehler waren, daß sie zu früh gelebt und zu früh gestorben. Joseph ist ein Name, der als schönes Erbtheil für die Zukunft gilt, ein großer hoffnungsvoller Name, der — wie ein geistreicher östreichischer Apostat irgendwo ausruft — schon zweimal ruhm-, frucht- und lichtbringend in einem glorreichen Kaisergeschlechte glänzte.

Auf welche Art sich religiöse Duldsamkeit um die Zeit des dreißigjährigen Krieges in Deutschlands höheren Ständen kundgab, zeigt folgende Heirathsurkunde, welche Rudolph Graf von Sulz, bei seiner Vermählung mit der protestantischen Gräfin von Hagenau, im Jahre 1605, ausstellte: „Ich, Rudolph Graf von Sulz, versprich bey meyner grävlichen Ehre, oder der Teufel soll mich hohlen! daß ich meine künftige Gemahlin bei der Religion pleyben lassen will.

Ich hab droben zwey Bibeln, hat ſie genug daran nicht, ſo wil ich jr noch zwey kauffen, ſie leſe nur fleyſſig und tappffer darinn. Zu dank nemb ich jren leib und nicht jre Seel. Ich pleyb bey meiner Religion, darinnen ich von jugend auff erzogen bin. Ich weiß, daß ich auff der rechten Bahn bin, wil ſie nicht in den Himmel, ſo fahr' ſie in die Hell!"

Es wurde ſonſt in den Heeren, wahrſcheinlich ebenſo ſtumpfſinnig und gedankenlos, aber dienſtpflichtmäßig bei Weitem mehr gebetet, als heutzutage und in feindlicher Gelegenheit über den Predigten ſogar manch ſchöne, wichtige Zeit verſäumt, die ſchwerlich Gott zu Nutze, noch den frommen Kriegern zu Frommen gereichte. Außer den Gebeten vor und nach der Schlacht, „beim Sieg und wenns übel abgelaufen", gab es noch Gebet auf der Wache, auf Partei, auf einem verlornen Poſten, und Stoßſeufzerlein wider Ueberfall nnd Gefangenſchaft. Dem Gebetſtreich Früh, Mittag und Abends wurde Anfangs des vorigen Jahrhunderts noch die

mitternächtige Schaarwache zugegeben, damit — wie Khevenhüller ſagt — die Armee ſich reguliren kann, wegen der Commando, Wachten und Fouragiren, auch den Pferden Fourage zugeleget werde. Friedrich von Flemming erklärt dieſen Trommelſtreich aber folgendermaßen: „Als die kaiſerliche Armee einſtens Nachts von den Türken überfallen war, hatte Gottes ſonderbahre Allmacht die Trommel auf der Wacht von ſich ſelbſt gerühret und die Wache allarmiret und geſchieht dieſes zum Andenken derſelbigen Begebenheit noch, ja iſt dieſe Trommel annoch zur Curioſität in der Reſidenzſtadt Wien aufbewahrt.“ Warum ſolch ein Schatz unbenutzt im bürgerlichen Zeughaus ſteht?

Die katholiſche Beſatzung von Hanau war eben bei der Frühmeſſe in der Kirche, als ſie vom ſchwediſchen Oberſten Haubald, der mit ſeinem Häuflein durch Waldung und auf Seitenwegen herangeſchlichen kam, überfallen und aufgehoben wurde; aber trotz dem in die Litanei eigens eingeſchalteten: „Vor dem Ende-

chriſt Martin Luther beſchütze uns!" nahmen doch ſämmtliche Gefangene allſogleich ſchwediſche Dienſte und ihr Commandant, Hauptmann Brandis, konnte frei abziehen, doch — mutterſeelen allein.

Uebrigens waren auch im Heere Guſtav Adolf's, der zu ſagen pflegte: „Wer ſein Gebet geendigt hat, iſt mit der Hälfte ſeines Tagwerks fertig", die lächerlichſten Gebete im Gebrauche, z. B. „gegen des Teuffels Bapſtthumb", „wider die unnützen Weſcher, die Jeſuiten", „der Bapſt erger denn der Türck" u. ſ. w. und es iſt nur nicht bekannt, ob der tapfere Iſolani, der den Schweden, durch ſeinen glänzenden Ueberfall bei Würzburg, die hanauer Schlappe zurückgab, den feindlichen Commandanten nicht etwa über des antikatholiſchen Herrn Cyprianus von Spangenberg's „Notwendige Warnung an alle Ehrliebende deutſche Kriegsleut" getroffen.

Frömmigkeit iſt Schutz und Troſt in jedem Misgeſchick und verleiht dem Kriegsmann Muth

und Zuverſicht; ſanfte Worte von der Kanzel rühren ſo gut des Soldaten Herz als das eines andern Chriſtenkindes, nur darf ihm das ewige Feuer nicht gar zu heiß gemacht werden, ſonſt läuft er vor den Kugeln davon, die ihn zur Hölle ſchicken könnten, und die himmelſchreiendſte aller Haupt- und Todſünden, die er zu begehen im Stande iſt, bleibt doch die Feigheit. „Die eynbildung des Gewiſſens iſt ein wichtig Ding bey den Menſchen, aber am Muth iſt viel mehr gelegen. Das Gewiſſen ſollen die Pfaffen eynbilden und leyten, Ehr und Muth aber die Oberſten und Befehlshaber.“ Kapuziner Haspinger und Feldpater Simon, der brave Franziskaner, begleiteten und führten die Tiroler in ihrem Freiheitskampfe mitten ins Feuer, aber nicht durch Vorſtellungen des Todes verweichlichten und ermatteten ſie dieſe frommen, einfältigen, aber ſtarken Seelen, vielmehr verkürzten ſie ihnen die langen, beſchwerlichen Gebirgsmärſche durch geiſterhebende und muthbelebende Erzäh-

lungen und brachten ſie friſchen, ſorg- und furchtloſen Herzens auf den Feind.

Der alte Deſſauer war überaus fromm und hatte eine beſondere Ehrfurcht für alle religiöſen Gebräuche, aber Gebete lernte und vergaß er jeden Augenblick. Das lutheriſche „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" nannte er des Herrn Jeſu Dragonermarſch und die Kirchenlieder ſang er ſammt und ſonders nach der Weiſe des ſeinem Namen gewidmeten Marſches. Vor der Schlacht bei Keſſelsdorf betete er: „Lieber Gott, ſteh mir heute gnädig bei, oder willſt du nicht, ſo hilf wenigſtens nicht dem Schurken von Feind, ſondern ſieh, wie's kommt, in Gottes Namen Marſch!"

Die Augen aufſchlagen gegen den Feind iſt heilſamer in der Stunde dringender Gefahr, als ſie gegen den Himmel erheben, denn Gott hilft nur, wenn wir uns ſelbſt helfen. Gott behüte überhaupt jeden braven Soldaten ein freud- und lebensſcheuer Betbruder zu werden; Meinungs- und Gewiſſensſkrupel vertragen ſich

nicht mit dem kühn- und freiblickenden Kriegergeist; die strenge, bußeifrige Uebung der heiligen Pflichten muß in den Hintergrund vor den Pflichten unsers Standes; sobald commandirt wird: Auf, vom Gebet! muß der Bursche mit seinem Vaterunser fertig sein, denn wenn er das Tempo verfehlt, steht die Katze mit neun Schwänzen hinter ihm; einer ganzen frömmelnden Truppe aber könnte es leicht ergehen, wie weiland der Besatzung von Pelusium, die auf den stürmenden Kambyses, statt Pfeile, Gebete abschickte, weil er listig genug war, heilige Thiere unter seine Mannschaft zu mengen.

Zum Schluß.

Unter allen Ständen, seien sie auch durch Beruf und Pflicht weit vom Krieger-Handwerk geschieden, gibt es Soldatenfreunde und billige, unparteiische Beurtheiler des militairischen Geistes und der Wesenheit und Eigenthümlichkeit unsers Standes. Von solchen ein freundliches Wort über sein Buch zu hören, könnte den „deutschen Soldaten" besonders freuen und vermöchte er sogar Zurechtweisung und Tadel von ihnen zu ertragen; ist es aber dem gutwilligen, wohlgönnenden und christlichen Leser — während er den „deutschen Soldaten" auf seinen Friedens-Feldzügen begleitete — genugsam klar geworden, daß diese Blätter keineswegs für Leute geschrieben sind, die weder Geist noch Körper

unſers Standes verſtehen und zu ſchätzen wiſſen, nämlich nicht für Gevatter Leimſieder, Schneider und Handſchuhmacher, die den Soldatenrock als eine Art Lakeien-Livree und den Soldatenſtand als eine Zuchtanſtalt betrachten; nicht für hochgeborne Spießbürger, die keine höhere Würde kennen als die des Kammerherrnſchlüſſels und keine andere Unſterblichkeit als jene, zu welcher ihnen Koch, Tänzerin und Leibarzt verhelfen; nicht für Akten- und Aktien-Männer, die, in Papieren lebendig begraben, von des Kriegers Daſein nur im Kriege wiſſen, wo ſie ihn brauchen; nicht für vornehm auf uns blickende Diplomaten, die ihre witzigen Wortwechſel zuerſt durch uns ausprügeln laſſen und dann am Conferenztiſche mit ſo viel Artigkeit und guter Erziehung die Länder wieder austauſchen, die ſich die Krieger, Schritt für Schritt, mit ihrem Blute abgerungen; aber auch ebenſowenig für Profeſſoren der Revolution, für republikaniſche Stimmenſammler und menſchenfreundliche Communismusprediger, die heute das Schwert

mit aller Gewalt zum Dreſchen brauchen wollen, und morgen das Schwert mit dem Dreſchflegel niederzuſchlagen hoffen; — ſondern einzig und allein für jenen Stand, der unter der Fahne ſeines Herrn und Fürſten lebt und wirkt, und „zu jeder Zeit, an jedem Orte und in aller Gelegenheit" für ſie zu ſterben bereit iſt. Hat ſich alſo der wohlgönnende Leſer von Richtung und Ziel dieſer Blätter genugſam überzeugt, ſo muß der „deutſche Soldat" ſowol die Philiſter, als Brutuſſe des lieben deutſchen Vaterlandes inſtändigſt bitten, ſein Buch unaufgeſchlagen und geſchnitten zu laſſen.

Wie ſeine Waffenbrüder, von denen er in dieſen Zeilen herzlichen Abſchied nimmt, ſeine Kriegs- und Friedensgedanken aufnehmen werden, wird die Zukunft zeigen; ſie mögen ihm vergeben, wenn er zu vorlaut die Pedanterie verſpottete, dieſe Haupttugend aller behelmten Kopfloſen, dieſe drückende Knechtſchaft der Commiß-Erfahrung, dieſe Kamaſchen-Gewiſſenhaftigkeit, die ebenſo eifrig das Gewehrſtrecken

einexercirt als das Bajonnetfällen; ſie mögen ihm auch vergeben, wenn er die ſubordinationswidrige Rede bis zur Frechheit getrieben, ſich gegen jenen ſüßgewöhnten Schlendrian aufzulehnen, der die Soldaten als carteſianiſche Teufel in die luftdicht verpichten Reglementflaſchen ſperrt und ſie darin auf- und abſpringen läßt, wie er auf den Stöpſel drückt; allein ſie werden dem „deutſchen Soldaten" vielleicht anderswo zugeſtehen, daß er redlich das Gute wollte und ſelbſt da noch — wenigſtens keine Lüge ſagte, wo er die Wahrheit nicht beſſer zu ſagen verſtand.

Vorzüglich der militairiſchen Jugend ſind dieſe Abhandlungen über die moraliſchen Kriegereigenſchaften zugewendet, aber es fühlt der „deutſche Soldat", daß er vom jungherzigen Alter beſſer verſtanden und gewürdigt werden wird, als von unſerm unbärtigen Greiſenthum, und es ſoll ihn daher nicht die einzelne Stimme eines Monopoliſten der Kritik von Werth oder Unwerth ſeines Buches überzeugen, wol aber

hinein zum Thiere erniedrigt, hartnäckiger Trotz und Bosheit verdienen nichts besseres als Prügel, nur verhüte man, daß weder Verhängen noch Empfangen zur Gewohnheit werde. Es läßt sich die Stockstrafe — ohne, wie bei den Russen, auf Leben und Tod zu hauen — nur bis zu einem gewissen Grade steigern, und jener stützige Heroismus in Ertragung des Schmerzes kann endlich zu einer Hartnäckigkeit gedeihen, die der stärksten Faust widersteht und auf der Executionsbank selbst zum bewunderten und deshalb so gefährlichen Beispiel für die ganze Truppe wird.

Gottesfurcht.

Die Herzen ſchlugen zu Gott, die Fäuſte auf den Feind.
Buch der Makkabäer.

„Und ſoll ſein auf Erden Blut und Feuer und Rauchdampf und ſoll ſich die Sonne verkehren in Finſterniß und der Mond in Blut", ſo ſprach der heilige Petrus am Tage der Pfingſten dem Propheten Joel nach und dies Seherwort iſt lebendig geworden: Religion, urſprünglich ein Bote des Friedens, ward über ein Jahrtauſend der Herold grimmiger Fehde, und Frömmigkeit, oder wenigſtens der fanatiſche Unverſtand, den man dafür nahm, brachte mehr Krieg, Unheil und Jammer über die Menſchheit, als Leidenſchaft, Ungerechtigkeit und Laſter. Das waren finſtere und ſchauervolle Zeiten;

mit aller Gewalt zum Dreſchen brauchen wollen, und morgen das Schwert mit dem Dreſchflegel niederzuſchlagen hoffen; — ſondern einzig und allein für jenen Stand, der unter der Fahne ſeines Herrn und Fürſten lebt und wirkt, und „zu jeder Zeit, an jedem Orte und in aller Gelegenheit" für ſie zu ſterben bereit iſt. Hat ſich alſo der wohlgönnende Leſer von Richtung und Ziel dieſer Blätter genugſam überzeugt, ſo muß der „deutſche Soldat" ſowol die Philiſter, als Brutuſſe des lieben deutſchen Vaterlandes inſtändigſt bitten, ſein Buch unaufgeſchlagen und geſchnitten zu laſſen.

Wie ſeine Waffenbrüder, von denen er in dieſen Zeilen herzlichen Abſchied nimmt, ſeine Kriegs- und Friedensgedanken aufnehmen werden, wird die Zukunft zeigen; ſie mögen ihm vergeben, wenn er zu vorlaut die Pedanterie verſpottete, dieſe Haupttugend aller behelmten Kopfloſen, dieſe drückende Knechtſchaft der Commiß-Erfahrung, dieſe Kamaſchen-Gewiſſenhaftigkeit, die ebenſo eifrig das Gewehrſtrecken